

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 118
Dezember 2014

Sondernummer der
Dokumentationsstelle
für Neuere Südtiroler
Literatur

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com



SKB Südtiroler
Künstlerbund

Robert Huez

Lyrik und Gespräch

Anmerkungen anlässlich des Meraner Lyrikpreises 2014

1) Seit es Sprache gibt, gibt es Poesie. Oder seit es Denken gibt. Vermutlich besteht dabei gar kein Unterschied. Ein Gedicht IST einfach. Es wird geschaffen, ja. Aber die Möglichkeit jeden Gedichts ist bereits in der Sprache angelegt. Also wieder Denken. Die Möglichkeit Denken. Die Möglichkeit von Denken. Poesie kann vieles, kann Denken lehren, kann Denken beschreiben, kann Welt beschreiben, Welt erfassen. Aber das ist nicht ihr eigentlicher Zweck. Es gibt wohl keinen urtümlichen Zweck, sondern lediglich die Existenz und die Existenzberechtigung: weil es die Poesie gibt, gibt es sie.

2) „Entweder das Gedicht war eins, oder das Gedicht war keins“ (Oswald Egger, „Diskrete Stetigkeit. Poesie und Mathematik“)

3) Nichts ist fragiler als eine gelungene Gedichtzeile, aber kein noch so elaborierter Werbespruch kann etwa die der Sprache innewohnende originäre poetische Sprengkraft aushebeln. Poesie unterwandert Sprache. Die Verdichtung von Worten zu einem (sinnfreien?) Ganzen ermöglicht Wendungen, Sentenzen und Bilder. Das ist das Tröstliche an Sprache, das strahlt Zuversicht aus: dass dem latenten Geschwätzigkeitswahn im Ansatz ein Korrektiv gegenübersteht, das in der Sprache selber angelegt ist. Allerdings entfaltet sich dieses Korrektiv nur in der Stille, entfaltet sich im Raum, der um das lyrische Gebilde herum sich entwickeln kann, in der Möglichkeit des Denkens.

4) HC Artmann hat es 1953 in seiner „Acht-Punkte-Proklamation des poetischen Actes“ so trefflich auf den Punkt gebracht: „Der poetische Act ist Dichtung um der reinen Dichtung willen. Er ist reine Dichtung und frei von aller Ambition nach Anerkennung, Lob oder Kritik.“ Genau so, das gilt bis heute.

5) Nichts ist eigensinniger als Poesie. Sie verweigert sich jedweden hehren Ansinnen. Noch einmal: Poesie IST einfach. Das Wesen von Gedichten liegt nicht in einer oder mehreren Aussage/n, nicht im „Entschlüsseln“ von kunstvoll errichteten Metaphern oder Bildern. Poesie ist kein Rebus. Das Wesen liegt in der Möglichkeit von Sprache, in der Möglichkeit des Sprechens, des Denkens. Gedichte suchen diese Möglichkeiten, finden Wege, legen Wege offen, vorausgesetzt, sie können sich Gehör verschaffen. Aber: Poesie steht nicht zur Verfügung für Standpunkte, für Thesen, für Ausrufezeichen, oder gar für Politik, für

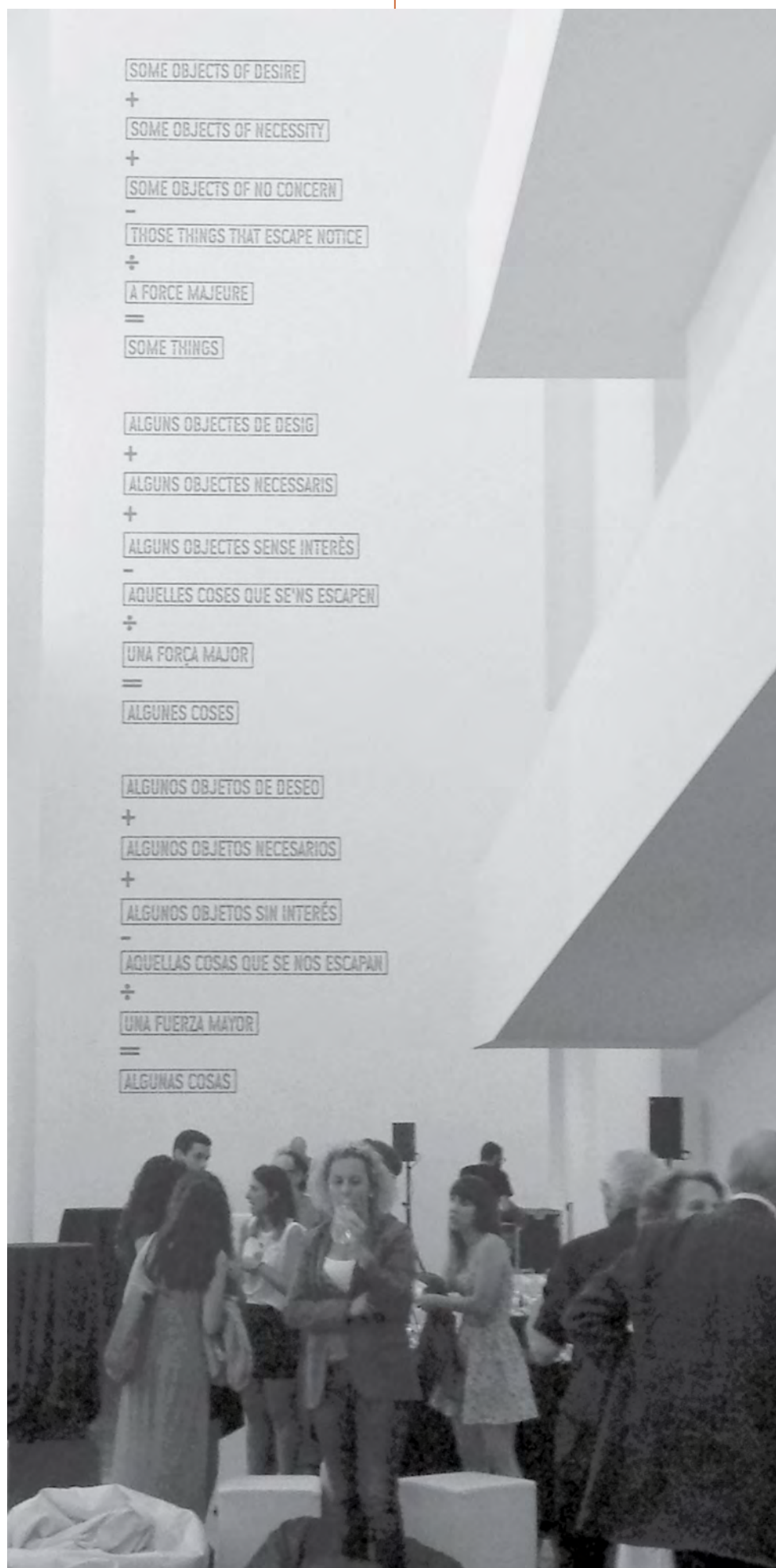


Foto: Hannes Egger

1) Mit zehn Anmerkungen zum Meraner Lyrikpreis 2014 unternimmt der Leiter der Dokumentationsstelle im Literaturhaus Wien, **Robert Huez**, eine Reflexion zur Bedeutung von Lyrik.

3) Um den Wert von Literatur im noch jungen 21. Jh. bemüht sich der Schweizer Literaturkritiker **Markus Bundi** in seinem Beitrag.

4) **Boris Sebastian Schön** berichtet über seine Erfahrungen als Besucher des Meraner Lyrikpreises und zeigt auf, wo er noch Potenzial erkennt.

5) **Lene Morgenstern** setzt sich mit der Differenz zwischen dem geschriebenen und gesprochenen Wort auseinander.

6) **Martin Hanni** interviewt den diesjährigen Ingeborg-Bachmann-Preisträger **Tex Rubinowitz**, der in „Forst“ das Pensionistenparadies Meran zerpfückt.

11) **Alexandra Fössinger** seziert frei nach Carl von Linné Jan Wagners „Regentonnenvariationen“.

12) **Katrin Klotz** befragt den Malser Dichter **Sepp Mall** zu seinem neuen Lyrikband „Schläft ein Lied“.

14) Autor **Marcel Zischg** schreibt rasant dahinfließende Erzählungen, wie „Die Familie am Bach“.

16) Die Fotostrecke zeigt Smartphoneaufnahmen von der Eröffnung der Ausstellung „ART & LANGUAGE UNCOMPLETED“ im MACBA in Barcelona.

Die zeitgemäße und un-zeitgemäße Rolle der Lyrik steht – in Zusammenarbeit mit der Dokumentationsstelle für neue Südtiroler Literatur des SKB – im Fokus der Dezemberausgabe der Kulturelemente. Den Anfang macht **Robert Huez**, der Leiter des Literaturhauses Wien, mit zehn Anmerkungen anlässlich des Meraner Lyrikpreises 2014. **Boris Sebastian Schön** berichtet von seinen Erfahrungen als Besucher des Meraner Lyrikpreises und erklärt, warum er ihn für einen der spannendsten literarischen Events hält, aber trotzdem noch ungenütztes Potential erkennt.

Mit möglichen Zukunftsszenarien der Literatur konfrontiert sich der Schweizer Literaturkritiker **Markus Bundi**, während die Dichterin **Lene Morgenstern** die Differenzen zwischen Lyrik und Poetry auslotet.

Auf der Spur Carl von Linnés analysiert die Literaturwissenschaftlerin **Alexandra Fössinger** Jan Wagners Rückgriff auf das Narrative in einer Zeit des dominierenden Formalismus.

Katrin Klotz sprach mit Lyriker Sepp Mall über dessen neuen Lyrikband „Schläft ein Lied“ und der Filmemacher und Publizist **Martin Hanni** interviewte den Texter, Zeichner und diesjährigen Bachmannpreisträger Tex Rubinowitz, der vor wenigen Jahren wortgewaltig seinen Spott über Meran einfach: ergoss.

Dazwischen findet sich eine Fotoseite mit Ansichten zweier Ausstellungen in Meran, die mit Sprache arbeiten: **Siggi Hofer** (ES Gallery) und **Matthias Schönweger** (Kunst Meran). Rasant entfaltet sich die Erzählung des Naturnser Autors Marcel Zischg, „Familie am Bach“. Sein Erzählstil, der sich eisern an die deskriptive Ebene des Geschehens hält, aber bisweilen in die Trickkiste des Traums greift, vermeidet Psychologisierungen, schafft aber gerade darum viel Raum für Interpretation.

Die Galerie widmet sich dem lyrischen Schaffen von **Thomas Kunst**, dem des Gewinner des diesjährigen Lyrikpreises Meran. Und die Fotostrecke zeigt Smartphoneaufnahmen von Hannes Egger, die er anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „ART & LANGUAGE UNCOMPLETED The Philippe Méaille Collectio“ im MACBA in Barcelona geschossen hat. Die Fotos bezeugen den Versuch, analytische Sprache museal zu inszenieren.

Haimo Perkmann,
Hannes Egger

Macht oder Macht-Erhalt. Etwaiger Missbrauch ist natürlich immer möglich, das wissen wir.

6) Nichts ist gefährlicher als eine Gedichtzeile: Der italienische Komiker/Kabarettist Paolo Rossi hat einmal in einem Sketch den Konsum von Drogen mit dem Konsum von Poesie gleichgesetzt („Jetzt ziehe ich mir noch eine Zeile rein, nur noch eine, und dann höchstens noch eine...“). Ich gebe ihm recht, Lyrik hat Suchtpotential. Wer sich einlässt auf den filigranen Zauber von Gedichten, weiß worum es geht.

7) Nichts ist leichter, als heutzutage Gedichte zu veröffentlichen: Das Netz bietet dazu ein schier unbeschränktes Potential. Ob auf persönlichen Homepages, ob in Foren, oder sogar mit kommerziellem Hintergrund (Ein Gedicht um 0,99 Euro!). Doch das lenkt ab vom Eigentlichen. Gedichte gibt es auch abseits des Marktes, abseits der Vermarktung, was nicht heißen soll, dass sie nicht ihr Publikum finden. Es wird immer Gedichte geben, weil sie möglich sind. Das ist ein Grundsatz. Wie auch immer. Und doch herrscht bisweilen große Mutlosigkeit unter Verlagen. Das Publizieren von Gedichtbänden gehört mittlerweile zu den tollkühnsten Abenteuern der Buchbranche. Erstaunlich genug, denn die ürtümliche Kürze von Poesie, der überschaubare Text, ein einzelnes Gedicht könnte doch der immer reduzierter werdenden (schriftlichen) Kommunikation entgegenkommen: Die kürzeste Beschreibung einer Welt, die dichteste Reflexion. Aus dieser Überlegung heraus müssten (exemplarisch) Tomas Tranströmer oder Anne Carson eine Unmenge an Büchern verkaufen. Erstaunlich, dass dem nicht so ist.

8) Hans Magnus Enzensberger hat einmal für jedes Land, unabhängig von seinen Einwohnern, eine Lyrik-Leserschaft von 1.354 Leserinnen und Lesern errechnet. Mutmaßlich hat er recht, wie immer er auch auf diese Zahl gekommen ist.

9) Wie sich die Welt verändert, verändert sich auch das poetische Sprechen. Und Lyrik ist kein Auslaufmodell, sondern gegenwärtig,

und schreiben oder sehen neu, was früher geschrieben wurde. Oder wie der Dichter Thomas Kling einmal gesagt hat: „Ohne Tradition ist das Gegenwartsgedicht aufgeschmissen!“ Es wird also weiter geschrieben von einer jungen Generation. Nur ein Beispiel: Das Projekt BABELSPRECH (eine Initiative der Literaturwerkstatt Berlin in Kooperation mit dem Literaturhaus Wien und Pro Helvetia) versammelt Dichterinnen und Dichter der Generation um die 30, um den Austausch zu fördern, um poetische Texte zu präsentieren und um die Reflexion darüber zu intensivieren. Das geschieht über unterschiedliche Kanäle: Diverse Treffen im gesamten deutschen Sprachraum, Lesungsreihen, Internet-Forum (www.babelsprech.org). Zudem ist eine Anthologie in Aussicht gestellt für Ende 2015 (im Wallstein Verlag), die ausschließlich den Texten dieser (jungen) Generation gewidmet sein wird.

Ebenso angemerkt: Poetry Slam als Kunstform, als Möglichkeit des poetischen Ausdrucks, neue Ausdrucksmöglichkeiten, eine gewachsene Form, vielleicht entstanden als Entgegenkommen an die Bedürfnisse einer Gesellschaft im Wettbewerb („Generation Contest“), aber durchaus adäquate und pointierte Spielwiese für Sprache, für Unmittelbarkeit, auch für Experiment. Die Anlehnung an tradierte Performance-Kultur ist hier evident, also nichts Neues, aber in weitergeführte Form. „Performance“ gibt's schon lange. Unvergessen das großes Poesie-Happening 1965 in der ausverkauften Londoner Royal Albert Hall: Neben Allen Ginsberg erregte damals auch der österreichische Dichter Ernst Jandl großes Aufsehen mit seinen Lautgedichten, erhielt frenetischen Szenenapplaus: das Publikum klatschte im Rhythmus der Zeilen mit (ein unvergesslicher poetischer Moment, mittlerweile nachzusehen auf youtube).

10) Und dann gibt es noch das Sprechen über Poesie, das Reden über Lyrik, die Literaturkritik. In der Zeitschrift „Volltext“ (3/2014) veröffentlichte Felix Philipp Ingold eine Klage über den seiner Meinung nach vorherrschenden unprofessionellen Charakter aktueller Literaturkritik („Laienherrschaft – in Klagenfurt und anderswo“). Explizit genannt

und selbstredend die Autorinnen und Autoren. Zudem wird in Meran niemand vorgeführt oder bloßgestellt. Das ist nicht überall so bei vergleichbaren Ereignissen, und das hebt „Meran“ ab, eindeutig. Sicher kann man trefflich Streiten, über Literatur, über Lyrik allemal, auch über das Reden über Literatur, aber genau darum geht es beim Lyrikpreis Meran.

Im selben Artikel plädiert Ingold für den Rückzug der Literatur, inklusive der Poesie, in den „Elfenbeinturm“. Dort könne die laut Ingold eigentliche Literatur, „endlich wieder elitär und selbstwertig geworden, überdauern“. Ein Rückzug der Poesie in vermeintlich edlere Gefilde? Das ist für mich nicht verhandelbar: Selbstredend ist Literatur, zumal die Lyrik elitär, daran besteht kein Zweifel. Ich fände es auch mehr als befremdlich, würde die Avantgarde oder experimentelle Lyrik Teil eines Mainstreams werden, das gäbe schwer zu denken. Jandl bei Jauch? Schwitters im Dschungelcamp? Vergnüglich wärs lediglich in Maßen, denn Spektakel und Poesie vertragen sich nun einmal selten, eigentlich nie. Zum ändern: Ansatzweise greift Lyrik gelegentlich ein in poesieferne Welten, setzt sich fest und sucht dort ihren berechtigten Platz. Beispielsweise hatte jahrelang der italienische Poet Guido Ceronetti seinen Raum auf Seite 1 der Turiner Tageszeitung „La Stampa“. Dort platzierte der Dichter eigene Texte, aber auch Zitate aus der Weltliteratur – eine produktive Synthese, gedacht als Möglichkeit, dem täglichen Nachrichtengetriebe einen reflexiven Punkt gegenüber zu stellen.

Aber zurück zum Elfenbeinturm. Ein aktiv betriebener und selbstgefälliger Rückzug, also freiwillig eine breite Öffentlichkeit meiden? Dafür gibt es keine Notwendigkeit. Und das störrische Wesen von Poesie setzt sich auch gegen den tönenden Alltag, gegen laute Laute durch, das ist gewiss. Ingold findet selbst eine überzeugende Kurzdefinition: „Poesie (...) vermag (...) durch Klang, Rhythmus, Metaphorik – etwas zu schaffen oder wenigstens zu evozieren, das die außerliterarische Wirklichkeit überbietet, um im Gedicht und als Gedicht eine eigene Wirklichkeit herzustellen, die der Welt, in der wir leben, zugehört, ohne



Foto: Hannes Egger

auch im Diskurs einer jungen Generation. Es mögen die Ausdrucksformen variieren, sich wandeln, erweitern, ändern, doch Poesie wird tradiert, gelesen, geschrieben. Der poetische Diskurs geht weiter, auch über die Jahrzehnte, über die Jahrhunderte. Dichterinnen und Dichter von heute antworten, reagieren, lesen

ist dabei auch der Lyrikpreis in Meran. Dem muss widersprochen werden. Die Jury in Meran steht im aufrechten Gespräch mit den Dichterinnen und Dichtern, ist sich ihrer delikaten Rolle bewusst und agiert auf höchstem Niveau, das muss einmal gesagt werden. Die Gedichte werden ernst genommen, ebenso

bloß deren Abklatsch oder noch so „präzises Echo“ zu sein.“ Ja, vollkommen d'accorde, dem sollte nicht widersprochen werden. Aber der Rückzug in den Elfenbeinturm, mit der Gefahr des affirmativen Stillstandes? Nein. Poesie muss im Gespräch bleiben, z.B. beim Lyrikpreis in Meran.

Markus Bundi

Ich habe mir für 19.99 Wünsche gekauft

Zur schwierigen Frage nach dem Wert von Literatur

„Das Geschriebene ist nur noch eine Begleiterscheinung, eine Nebensache.“ – Dieser Satz findet sich gegen Ende von Joachim Zelters soeben erschienener „Literaturnovelle“. So die Gattungsbezeichnung, die der 1962 geborene deutsche Schriftsteller für sein jüngstes Werk „Einen Blick werfen“ gewählt hat. – Eine Novelle über Literatur? Von einem „Requiem auf die Literatur“ ist in diesem Text ebenfalls die Rede. Ein Abschied also, ein Abgesang.

Das erinnert zunächst an ein Wehklagen, in das im Niedergang der Literaturkritik Ende des vergangenen Jahrhunderts von verschiedener Seite her eingestimmt wurde. Verlage, Autorinnen und Kritiker klagten gleichermaßen, ja man hätte leicht den Eindruck gewinnen können, dass der Schwund an Rezensionen, das zunehmende Fehlen einer substanziellen Auseinandersetzung mit Literatur allseits gebrandmarkt würde – wieso in aller Welt aber hat sich die Marginalisierung dieses einst höchsten Guts in den Feuilletons dennoch fortgesetzt? Dann haben sie gekämpft im deutschsprachigen Raum, die Verlage, Autorinnen, Kritiker, Buchhändlerinnen und die entsprechenden Verbände, für den Erhalt der Buchpreisbindung, und – abgesehen von der Schweiz – mit Erfolg! Sie hatten dies mit den guten Argumenten getan, wonach Bücher keine x-beliebige Ware seien, weder mit Zahnbürsten noch mit Unterhosen zu vergleichen, sondern ein Kulturgut, schützenswert also, in Bedeutung und Tragweite mehr als ein Produkt und dessen Verbrauch. Ein Pyrrhussieg möchte man heute vermuten; einer Desavouierung ihrer selbst kommt die Preispolitik gleich, die einige Verlage inzwischen betreiben: 19.99 kostet der jüngste Roman von Judith Kuckart. „Wünsche“ lautet sein Titel. Eine schwierige, eine subversive Kombination.

Selim Hacopian heißt der Protagonist in Zelters Literaturnovelle. Hacopian ist nicht in der Lage, auch nur einen deutschen Satz korrekt zu formulieren. Dennoch hat er sich in den Kopf gesetzt, Schriftsteller zu sein, so bald als möglich erste Texte zu publizieren. Mit diesem Begehren wendet er sich an einen andern Schriftsteller, den er in der Bibliothek, wo er Bücher abstaubt, für sich entdeckt hat – Zelters Ich-Erzähler. Dieser möge doch „einen Blick werfen“ ... wogegen sich der gestandene Schriftsteller zunächst entschieden zur Wehr setzt, irgendwann jedoch der Hartnäckigkeit wiewohl auch der Herzlichkeit Hacopians, dessen Hörigkeit und Hilflosigkeit erliegt. Die Zusammenarbeit der beiden – sie dauert über Monate und Jahre – trägt eines Tages Früchte, bringt dem Immigranten einen Vertrag mit einem renommierten Verlagshaus ein, und dies nicht zuletzt oder gar ausschließlich seines Lebenslaufs wegen, an dem die beiden mehrfach gefeilt haben. So war Selim Hacopian unter anderem Napoleondarsteller in Ägypten, Abt eines koptischen Klosters, Requisitenhändler und Kammerjäger.

Die Verpackung macht den Inhalt. Eine Binsenwahrheit des Marktes, die spätestens seit dem „Fräuleinwunder“, das Volker Hage in einem „Spiegel“-Artikel 1999 konstatierte, auch für die Belletristik gilt. Hage stellte diese Diagnose, nachdem in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl junger, gutaussehender Frauen mit ihren ersten literarischen Veröffentlichungen große Aufmerksamkeit erregt hatten – oder genauer: da eine Reihe Erstlinge mit den Porträtaufnahmen ihrer Autorinnen für Furore sorgten. Die

Bezeichnung „Fräuleinwunder“ mag auch ein Indiz dafür sein, welche Haltung das Gros der Kritiker diesem Phänomen gegenüber einnahm. Nicht wenige dürften damals der naiven Ansicht gewesen sein, dass es sich lediglich um eine einmalige Spielerei des Literaturbetriebs handele. Schließlich hatte Marcel Reich-Ranicki und sein „Literarisches Quartett“ im ZDF noch nichts von seiner Deutungshoheit eingebüßt. Dass allerdings ausgerechnet ein hoch angesehener Kritiker wie Reich-Ranicki in Sachen medialer Selbstinszenierung eine Vorreiterrolle im Literaturbetrieb einnahm, wurde bislang womöglich zu wenig gewürdigt.

Literaturkritik heute? – Die Autoritäten sind futsch. Und sie sind nicht nur sämtlichen Sparten der Kunst abhanden gekommen. Positiv formuliert: Die Aufklärung scheint abgeschlossen. Der Mensch hat sich so weit verselbstständigt, dass er auf die Erfahrung und das Wissen anderer nicht mehr angewiesen ist. Er lässt sich nichts mehr vorschreiben, will sich nichts mehr erklären lassen – Neugier lässt sich leicht auf andere Art befriedigen, allfällige Wissenslücken stopft Wikipedia. Zwar werden wir in einem noch nie gekannten Ausmaß überwacht und manipuliert, doch die Mächte dahinter sind anonym geworden, unsichtbar. Wer mag, kann Foucault nachlesen oder mal eben googeln. Denn nur so konnten wir uns zu der Konsumgesellschaft entwickeln, die wir heute darstellen, die wir durch die eigene Passivität weiter befestigen. Auf einen Sammler und Mehrer von Wissen (was in den lateinischen Worten auctor und auctoritas gleichermaßen steckt) können wir getrost verzichten. Anders gesagt: Jene mahnende Stimmen, die vor zehn oder zwanzig Jahren das um sich greifende Halbwissen anprangerten, sind kleinlaut geworden; man prostet sich heute freudig zu, wenn wenigstens ein Achtel noch zur Verfügung steht. Auf die Gesellschaft gemünzt: An die Stelle des Bildungsbürgertums, das sich einen Erziehungsauftrag auf die Fahnen geschrieben hatte, ist der Markt getreten, der nach rein kapitalistischen Grundsätzen funktioniert und ergo den Konsumismus befeuert.

„Das Geschriebene ist nur noch eine Begleiterscheinung, eine Nebensache.“ – Denn die Hauptsache ist der ökonomische Erfolg. In einigen Köpfen mischen sich allerdings alte Wertvorstellungen mit Wehmut: Denn es geht doch nicht an, dass ein Schriftsteller erfolgreich ist mit einem miserablen Text. Dabei weiß jeder, dass Buchhandlungen Bestellungen von Neuerscheinungen immer im Voraus tätigen, bevor also das entsprechende Buch überhaupt erschienen ist. Was uns als neue Literatur angeboten wird, ist folglich ungelesen (Ausnahmen mögen auch diese Regel bestätigen). Böse Zungen gehen gar so weit zu behaupten, dass auch der Großteil vom dem, was auf die Longlist des Deutschen Buchpreises gesetzt werde, zum Zeitpunkt der Nominierungen von der Jury noch ungelesen sei. Falls es aber weiterhin so sein soll, dass sich literarische Qualität einzig und allein am Inhalt eines Buches bemessen lässt, welche Auswahlkriterien gelten dann mit Blick auf Ungelesenes? Die Antwort ist leicht: Es ist die Potenz des Anbieters, seine Marktposition. Diese wiederum stärkt ein Verlag über hohe Verkaufszahlen, indem er also den Mainstream bedient, spricht die breite Masse beglückt. Das sind Bestseller. Und nichts anderes bringen Bestsellerlisten zum Ausdruck: Sie weisen aus, was am besten verkauft worden ist.

Der Schriftsteller Matthias Politycki (dessen

neuer Roman „Samarkand, Samarkand“ nicht für die Longlist nominiert wurde) beschrieb dieses Phänomen in einem luziden „ZEIT“-Artikel Ende 2011 unter dem Titel „Der Wille zum Mittelmaß“. Seine Diagnose lautete: „Tatsächlich ist, was auch immer mit viel Bohlei an uns vorbeirauscht, meist auf solch beschämende Weise abgeschmackt, austauschbar, banal geworden, nicht unbedingt in jedem Fall: schlecht, aber eben: mittelmäßig, dass wir uns ernsthaft fragen müssen, mit welchen kulturellen Stimulanzen wir den Rest unsrer Lebenszeit eigentlich noch frisch bestücken können.“ Damit sind wir mitten in



Foto: Hannes Egger

Nietzsches Herdentiermoral versetzt und eine weitere Schwierigkeit ist zur Sprache gebracht: Wie lässt sich das Gute im Einheitsbrei überhaupt noch finden? Joachim Zelters Ich-Erzähler – sein alter ego – scheint resigniert zu haben, er bezeichnet die gegenwärtige Literaturepoche als „Flaute und Rückzug“ und sieht die Gründe für Erfolg oder Misserfolg eines Autors in „Wahllosigkeit und Zufall“.

Vielleicht liegen die Gründe aber auch in der Tatsache, dass der Magen der Belletristik längst kollabiert ist, eine nützliche Unterscheidung von U- und E-Literatur bislang nicht stattgefunden hat. Denn es mutet absurd an, wenn ein Kritiker auf der Suche nach stilistischen Feinheiten und erzählerischer Innovation das jüngste Produkt von Donna Leon verreiselt. Und genau so verfehlt ist der Kurzschluss, wonach Platz 1 der Bestsellerliste zugleich das Maß literarischer sprich künstlerischer Weihen sein soll. Das eine hat mit dem andern nichts zu tun. Niemand verfällt auf die Idee, einen begnadeten Jazzpianisten mit Miley Cyrus in denselben Topf werfen. Ohne Frage hat auch die Literatur ihre Klassik, ihren Jazz und Blues, ihren Pop und auch viel Trash. Was hindert uns daran, zu unterscheiden? – Und von wegen Zielpublikum: Würde am Ende nicht auch „der Markt“ von einer solchen Diversifikation profitieren? Pferdefleisch bleibt Pferdefleisch, eine korrekte Deklaration ist aus guten Gründen Gesetz – und sie sollte auch für Belletristikverlage Pflicht sein.

Eine Fußballerweisheit besagt: Nicht nur die Mitte bedienen, sondern ebenso mit den Außen spielen. Dann wären auch jene wieder am Ball, für die das Geschriebene die Hauptsache ist. Und, übrigens: Das sind dann Leute, die gern auch 25 statt der 19.99 für ein Buch ihrer Kragenweite bezahlen.

Thema



Foto: Hannes Egger

Boris Sebastian Schön

Lyrikpreis Meran – aus Sicht eines Nordtiroler Besuchers

Selten genug steht die Lyrik im Mittelpunkt des literarischen Geschehens. Umso wichtiger ist die Veranstaltung „Lyrikpreis Meran“. Warum es einer der spannendsten und berührendsten literarischen Events ist und trotzdem noch Luft nach oben wäre, soll hier kurz erklärt werden.

Bereits seit 1993 wird in Meran der Lyrikpreis verliehen. Zwölf mal wurde der Wettbewerb insgesamt ausgetragen und unterlag dabei einem steten Wandel. Die Preise änderten sich in Bezug auf Höhe, Namen und Menge genauso wie die Mitglieder und deren Anzahl der Haupt- wie der Vorjury. Auch wechselte die Zahl der Finalisten und Finalistinnen. Selbst der Ort der Veranstaltung in Meran wechselte, wenn auch nur kurzfristig.¹⁾ Die Konstanz der Veranstaltung liegt im Austragungsort Meran, in der Diskussion der Jury vor Publikum und den teils prominenten, doch immer internationalen²⁾ Autoren und Autorinnen. Der Reiz und die Bedeutung der Veranstaltung liegen mit Sicherheit in diesen Konstanten begründet. Der Grund für die Internationalität der Teilnehmer und Teilnehmerinnen ist nicht zuletzt den hohen Preisgeldern geschuldet. Gerade die kommerziell erfolgloseste Gattung der Literatur, die Lyrik, zieht ihre Vertreter durch finanzielle Aussichten fast magisch an.

Nun zur Frage, was den Lyrikpreis Meran zu einer so besonderen Veranstaltung macht: Trotz aller Intellektualität und elitärer Note, die der Gattung Lyrik innewohnen, ist es doch kaum möglich, diese ohne passendes Wohlgefühl von Geist und Körper zu genießen. Meran bietet dabei die perfekten Voraussetzungen, bezogen auf das Ambiente der Stadt als auch die klimatischen Vorteile, die einen im Mai schon in sommerliche Stimmung versetzen können. Ideal ist der Pavillon des Fleurs im Kurhaus, der von angenehmem Raumklima über bequeme Sessel bis hin zu historischem Charme alles bietet. Auch sind Rhythmik und Ablauf der drei Tage ideal durchdacht. Kürzere Pausen zwischen den einzelnen Lesungen mit anschließender Jurydiskussion, sich damit ergebende Möglichkeiten ins Gespräch zu kommen, Eindrücke zu reflektieren, etwas frische Luft zu schnappen oder einen Espresso zu genießen und immer mit voller Konzentration die nächste Runde des literarischen Wettkamp-

fes³⁾ zu beobachten. Es mag vielleicht trivial klingen, doch sind gerade dies Faktoren, die bei literarischen Veranstaltungen oft das gewisse Etwas vermissen lassen.

Der Kern des Ganzen sind natürlich die Lesungen. Jeder der Finalisten und Finalistinnen präsentiert zehn Gedichte.

Gerade die verdichtete Sprache der Lyrik gewinnt, klärt und erweitert sich durch den Vortrag. Die Auseinandersetzung mit den Gedichten vor der Präsentation mag vielleicht nicht zwingend notwendig sein, doch verschafft sie einem einen höheren Genuss, einen Bruch mit der bereits gefestigten Meinung und damit einen größeren Reiz. Der sehr persönliche Eindruck, bestehend aus der Lesart des Besuchers oder der Besucherin und der Lesung des Autors bzw. der Autorin, wird von der Jury um eine Dimension erweitert. Ohne Übertreibung kann dies als ausgesprochen spannend bezeichnet werden, gewissermaßen als ein Eintauchen in eine andere Welt. Die von mir bis dato erlebten Jurys hatten in ihrer jeweiligen Heterogenität immer eine spezielle Attraktivität. So ergaben sich von kleinen Koalitionen, über interpretatorische Fehden bis zu breiten Übereinstimmungen alle Facetten des Meinungsaustausches. Eine gewisse Konstanz innerhalb der Diskussion hatte auch immer die ungeklärte Frage, inwieweit sich das Publikum zu Wort melden sollte oder konnte. Ohne weitere Schwärmereien behaupte ich, dass die Qualität der Lyrik, der Vortrag der Finalisten und Finalistinnen, die spannenden Jurydiskussionen und die Örtlichkeit für lyrikerinteressierte Menschen in jeglicher Hinsicht einen Genuss darstellen.

Trotz aller Begeisterung ergeben sich für mich einige Fragen zur Konzeption. Das Grundproblem der Gattung Lyrik ist wie bereits oben indirekt erwähnt, ihre mangelnde Öffentlichkeitswirksamkeit. Diese macht sich in den Verkaufszahlen, in geringen Mengen

an Rezensionen in nicht auf diese Gattung spezialisierten Medien, in Einladungsquoten von Lyrikern und Lyrikerinnen bei Literaturfestivals oder auch in Besucherzahlen für solche Veranstaltungen bemerkbar. Gerade diesen Eigenschaften der Gattung, versucht sich der Lyrikpreis mit seinem Motto „Lyrik im Gespräch“ entgegenzustellen. Aber worauf zielt dieses Motto ab? Wer spricht mit wem und wer soll mit wem sprechen? Eine eindeutige Zielsetzung scheint hier unumgänglich. Derzeit besteht der Großteil der Anwesenden aus mitwirkenden Personen und Publikum aus Südtirol. Besucher aus dem Ausland, die rein aus Interesse an der Veranstaltung kommen, scheinen weniger eine Minderheit zu sein, als gar nicht zu existieren. Die Sitzplätze werden außerhalb der Eröffnung und der Preisverleihung nur durch Schulklassen gefüllt. Somit findet das Gespräch über Lyrik in einem sehr kleinen Kreis statt. Sollte dies Ziel des Lyrikpreises Meran sein, dann scheint es mir gelungen. Wenn nicht, müssen der mediale Auftritt und die Werbemaßnahmen außerhalb Südtirols in jedem Fall verbessert werden. Potenzielles Publikum aus Nordtirol wird ohne Berichterstattung oder Schaltung in der Tiroler Tageszeitung, dem dort noch immer wichtigsten Medium, schwer erreichbar sein. Auch wenn der Platz für Kulturnachrichten in Printmedien immer weniger wird, darf dies nicht als Entschuldigung gelten. Es werden weder die neuen Medien bedient, noch ein Weblog geführt und nicht einmal ein Newsletter ist abonnierbar. Die Homepage führt auf ihrer Startseite, zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels, immer noch den Einsendeschluss mit Oktober 2013 und dem Veranstaltungstermin im Mai 2014.

Abschließend möchte ich eine Anekdote für sich sprechen lassen: Am Morgen nach der diesjährigen Preisverleihung (die zeitgleich mit dem DFB-Pokalfinale stattfand) sitze ich im selben Hotel wie die teilnehmenden Autoren und Autorinnen beim Frühstück. Ein älterer Herr vom Nachbartisch fragt mich: „Wer hat denn gestern gewonnen?“ „Thomas Kunst“, sage ich. Mit fragendem Gesicht antwortet er: „Äh, nein, ich hoffe Dortmund.“

1) Zu den genauen Änderungen der Veranstaltung, sowie genauere Informationen zu den Veranstaltern, Preisträgern und Jurymitgliedern des Lyrikpreises Meran empfehle ich die Lektüre des Buches: „Lyrik im Gespräch. Der Lyrikpreis Meran.“ Hrsg. von Ferruccio Delle Cave und Martin Hanni. Folio Verlag. Wien. Bozen. 2010

2) International bezieht sich auf deutschsprachige Autoren und Autorinnen.

3) Die Parallelen zum Bachmann Preis sind durch die Faktoren Geld, Jury und Öffentlichkeit nicht zu übersehen.

Lene Morgenstern

Der Hase im Pfeffer oder warum reden wir über Poetry

"If you need to scream it, scream it." Es ist der Slampapi selbst, Marc Kelly Smith, der dieses Yes you can in seinem Text Kiss it durchs Mikrofon jagt. Er lädt den Zuschauer ein, laut zu sagen, was er zu sagen hat. Wenn er etwas zu sagen hat. Und er macht das seit 1985 selber so und stellte dazu gleich ein neues Format auf die Beine oder vielmehr auf die Bühne: zunächst eine Serie von Poetry Readings in der Get Me High Lounge in Chicago und ein Jahr später den ersten wöchentlich stattfindenden Dichterwettstreit ein paar Häuserblocks weiter, den Uptown Poetry Slam im Green Mill. Besagter Jazzclub wurde zum Mekka der aus dem fruchtbaren Boden sprießenden Slam-Poeten und von dort ausgehend verbreitete sich der Vortragswettbewerb von selbstgeschriebenen Texten rund um die ganze Welt. Er brachte frischen Wind und viel literaturhungriges Publikum in das verstaubt und vielfach unzugänglich wirkende Haus der Literatur und wuchs über die Jahre zu einem buchstäblichen Begeisterungsturm heran, der in den 1990er Jahren Mitteleuropa erreichte und in einem zweiten Anlauf seit kurzer Zeit nunmehr auch fröhlich durch Südtirol wirbelt.

Langatmige Literatur passt nicht mehr gut in eine Welt, in der einem ja quasi schon die Zeit zur Eile fehlt, geschweige denn zum Lesen oder Zuhören. Ernest Hemingway bemerkte einmal scherzend, dass die Sätze der Autoren kürzer ausfallen würden, wenn diese sie an einem Pult im Stehen schreiben würden. Slam-Poeten brauchen in der Regel nun wirklich nur mehr wenig Sitzfleisch. Ihre Texte entstehen nämlich dort, wo auch immer die Poeten gerade sind. Oder gerade stehen. Denn ihre Texte sind kurz. Sehr kurz. Die Zeit der Performance

technische Hilfsmittel sind nicht erlaubt. Auf der Bühne steht nur der Dichter. Und ein Mikrofon.

"Scream it. But scream it now." Now ist gut. Now ist jetzt im Grunde bereits seit 30 Jahren now. Der Einfall zum Slam-Format ist älter als der Fall der Berliner Mauer. Das Mikrofon stammt aus dem 19. Jahrhundert und das Bedürfnis sagen zu dürfen, was man zu sagen hätte, ist noch ein paar ganze Jahrtausende älter. Now allein ist also schon Grund genug laut zu sagen, dass es by now jetzt aber auch wirklich an der Zeit ist now or never zu sagen. Was man zu sagen hat. Und dass die Grenzschränken des kommunistischen Ostens gegen die Ideologie des Westens noch ein ganzes Viertel Jahrhundert vor den Toleranzschränken Südtirols neuen literarischen Formen gegenüber fielen. Aber jetzt ist now ja in Südtirol. Jetzt findet der Poetry-Slam auch hierzulande Zuspruch und Anerkennung. Aber vielleicht hat diese verspätete Entwicklung letztendlich weniger mit fehlender Toleranz und Windeseile zu tun als vielmehr mit fehlenden Helden. Ehemalige herausragende Südtiroler Slammer kehrten dem Format meist bald wieder den Rücken zu und verschwanden von der Bretter-die-die-Welt-bedeuten-Fläche in das stille Kämmerlein und wurden ganz Privatmensch oder ernsthafte Autoren. Ernsthafte Südtiroler Autoren wandten sich dem Format gar nicht zu und bleiben ernsthaft und Autoren. Und andere andere kehrten Südtirol den Rücken zu und wurden Slammer. Daseinsberechtigung hängt aber im Grunde in allererster Linie mit dem Dasein zusammen, und dieses war, so wie ich die Spoken-Word-World bei meinen ersten Auftritten noch erlebte, ganz einfach

Mikrofon. Vor einem Publikum. Zeitlich begrenzt. Inhaltlich und formal ganz frei. Man muss nicht mehr erst mal ein richtiges Buch schreiben, um dann ein Stückchen Bühne zu bekommen, um daraus lesen zu können. Man bekommt die Bühne gleich. Samt Zuhörern. Und samt Feedback. Und anschließend schreibt man dann vielleicht doch noch ein Buch. Wenn das Feedback besser war als das eigene Selbstvertrauen. Uns wenn man den Mund manchmal auch halten möchte und kann, weil das eigene Werk letztlich ja bereits von selbst den Mund auf tut, wenn es gut genug ist.

"Grab at the moon!" Würden wir Gefallen an der Erde finden, würden wir nicht nach den Sternen greifen wollen. Aber die Welt ist unrund. Der Mensch stößt sich an ihren Ecken und Kanten. Und das will er benennen. Und ausbrechen will er auch. Darüber hinauswachsen. Schmerz lässt Hühner und Dichter eben gackern, sagte Nietzsche. Eigentlich zur Gaudi und zum Trost all jener, die dadurch in den Genuss des Zuhörens kommen, könnte man also meinen. Denn literarisch begnadete Menschen finden die richtigen Worte und gute Slammer besitzen zudem die Größe diese so darzubieten, dass die Zuschauer dabei ganz weiche Knie bekommen. Auftrieb und Rückenwind. Gute Laune. Lust auf mehr. Richtig gute Slammer erobern die Herzen der Zuschauer wie Pop-Stars. Oder wie Pop-Sternchen. Sie werden bewundert. Reihenweise. Alle Trutzmauern stürzen ein. Und die Kontrolltürme. Und die Wellen des Neides stürzen gleich hinterher. Und da und dort auch der Hass. Und die Fragen, was denn so besonders am Poetry-Slam sei und ob das denn überhaupt so



Foto: Hannes Egger

ist schließlich streng limitiert. Zumeist auf fünf Minuten. In Italien sind es sogar noch weniger, nämlich nur drei. Und in solch kleine Zeitrahmen passen durchschnittlich gerade mal ein bis zwei DIN A4-Seiten. Bei einer Schriftgröße 16 plus, die auch im schummrigen Kneipenlicht noch entzifferbar bleibt. High-Speed-Leser schaffen vielleicht eine knappe Seite mehr. Andere aber spielen mit der Langsamkeit oder mit den Pausen rund um die Pointen und lesen one-liner, einzelne Sätze. Solche Texte vermag mancher Lautpoet direkt im Kopf zu notieren. Und für die anderen reichen ein Laptop oder der virtuelle Notizblock auf dem Mobiltelefon oder ein Stück Papier und ein Stift. Und performt wird sowieso im Stehen. Tisch und Stuhl gehören nicht zum Bühnenoutfit. Requisiten und

nur ganz selten da. Mittlerweile steht Poetry-Slam auf dem Programm zahlreicher Südtiroler Kulturveranstaltungen, und manchmal müssen dort dann auch schon die Zuschauer stehen, weil die Sitzplätze alle belegt sind. Der Dichterwettstreit erfreut sich hierzulande stetig wachsender Beliebtheit, lockt zunehmend Slammer aus dem deutschsprachigen Ausland nach Südtirol und holt Südtiroler Slammer auf internationale Events ins Ausland.

"Then be it, tell it, spill it, squeeze it out of each instantaneous moment. Make the juice, the jive, the jazz, the jism, the mysticism that ism you!" Und das klingt doch richtig gut. Wer etwas zu sagen hat, hat jetzt die Gelegenheit dazu. Jetzt sofort. Und ganz direkt. Mittels

sein dürfe. Samt dem Anspruch auf ein Ranking in der Literatur. Inklusive der Frage, was denn nun Literatur überhaupt sei.

Über derlei Fragen dürfen sich Literaturkritiker streiten wollen. Dichter verstehen Marcel Reich-Ranicki zufolge von Literatur meist nicht mehr als die Vögel von der Ornithologie. Ich persönlich empfinde das regelrecht als Anweisung, an meinen Platz am Mikrofon zurückzukehren und laut deutlich zu machen, dass manche alles das, was fliegt, als schrägen Hund beim Hasen im Pfeffer begraben, weil sie gerne selber Vögel wären, aber bloß einen haben.

"So kiss it, kick it, scream it now!"



Thema

Tex Rubinowitz,
Ingeborg-Bachmann-Preisträger
2014

Martin Hanni

Tex und sein Text zu Meran

„Aber woran liegt es, dass man gerade hier in Meran ein ums andere Mal diese Wut kriegt? Es ist ja nicht nur die Architektur, es sind die komischen Leute, die immer nur schimpfen, immer und über alles, ihr Singsang (des han i nit gwisst), die scheinbare Duldungsstarre, die Schwierigkeit sich zu deklarieren, die Schizophrenie...“ lautet ein Auszug aus dem Text „Forst“, den der 2014 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnete Tex Rubinowitz vor fünf Jahren in seinem Buch „Der Bremsenflüsterer“ veröffentlichte. Seit genau 30 Jahren lebt der 1961 in Worms geborene Autor in Wien und reist vorn dort aus immer wieder um den Erdball, sammelt skurrile Beobachtungen und spürt neue Geschichten auf. 1984 begann er in Wien das Kunststudium beim Meraner Maler und Bildhauer Oswald Oberhuber. Er hielt jedoch nur eine Woche durch, brach das Studium ab und begann Witze zu schreiben und zu zeichnen. Seitdem arbeitete er für verschiedene Magazine und Zeitschriften und machte sich zudem als „Frank Baumann, der Mann im Schrank“ in der Sendung „Willkommen Österreich“ einen Namen. Daneben ist Rubinowitz wesentliches Bandlelement der „Mäuse“, einer Musikgruppe mit der er in unregelmäßigen Abständen Platten herausbringt und Rockbühnen betritt. Mit dem Text „Wir waren niemals hier“ gewann er bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt. Und wieder war da ein Meraner, diesmal in der Jury. Es war Arno Dusini. Die Stadt Meran samt Bewohner kennt Rubinowitz nur zu gut. Immer wieder war er in der Kurstadt und wie sein Schriftstellerkollege Max Goldt hat auch er eine Beschreibung zur Stadt Meran angefertigt – und seine Stadtbeobachtungen als „Nachrichten von unterwegs“ verewigt. Darin beschreibt er den Umgang mit dem architektonischen Erbe und den vielen hässlichen Neu- und Zubauten in der Stadt. Anhand einer dem sogenannten Willibecher – so nennt man die Form eines in Südtirol gängigen Bierglases – gewidmeten Beobachtung gelingt es ihm, sich süffisant über Meran auszulassen. Wie Rubinowitz über das „muffige Pensionistenparadies“ schreibt, durch das sich „die resignierten, pastellgesichtigen Rentner aus Sindelfingen mit Siebenachtelhosen und Nordic-Walking-Stelzen, Fahrradhelmen und Bauchbananen schieben“ ist amüsant und eine der nettesten Gute Nacht-Geschichten zu einer Stadt, die je ein Bachmannpreisträger geschrieben hat. Von nun an lautet sein Motto: Der Lyrikpreis Meran kann kommen!

Ich bin ein menschlicher Algorithmus
Ich bin Jules Verne, auf der Reise zum eigenen Mittelpunkt in einem Bathyscaph
Ich bin der, der sich die Gabel in die Schulter rammt, um mal einen anderen Gesichtsausdruck zu bekommen
Ich biege die semantischen Strahlen, die durch meine Maschine jagen
Sie ist das liebe Gesicht
Der dunkle Mund
Die leeren Hände

Ich bin der Krieger, der durch das dunkle Tor der Hölle reitet
Ich bin der italienische Feuerwehrmann mit zerquetschtem Brustbein
Ich bin der Hammer in der Hand des Idioten
Ich bin Jodthyrox von Merck
Sie ist das liebe Gesicht
Der dunkle Mund
Die leeren Hände

Ich vertraue meinen Waffen, aber verliebe mich nicht in sie
Ich hab noch einen Koffer voll Parasiten in Berlin
Ich werde älter und die menschlichen Pestizide bleiben gleich alt
Ich bin die Trauer und Trauer muss man dauerkauen
Sie ist das liebe Gesicht
Der dunkle Mund
Die leeren Hände

Tex Rubinowitz

Ich bin der Hammer in der Hand des Idioten

Im Gespräch mit Tex Rubinowitz, Sieger des Bachmann-Preises 2014



Foto: Gregor Khuen-Belasi

Ihr Text „Forst“ endet mit den Worten „hier in Meran, und der Friedhof hinterm Bahnhof, neben dem Schlachthof ist voll von zugereisten Knochen“ - damit machen sie dem schönen Meran nicht den Hof. Was stört Sie?

Mich stört gar nichts, ich beschreibe nur all die dort begrabenen Exilanten.

Bei „Forst“ handelt es sich auch um einen Biertext. Wird Meran auch mit Alkohol nicht schöner?

Nein, bei Forst handelt es sich um einen Architekturtext, in dem Bier vorkommt, Meran bleibt trotz Alkohol schön.

Was schätzen Sie am sogenannten Willibecher? Was am Café Darling? Die beiden kommen ja am besten weg...

Willibecher, die ideale, nicht mehr verbesser-

bare Form für einen soliden Inhalt, Café Darling ebenfalls die Form für den richtigen Inhalt.

Sie schreiben „Aber woran liegt es, dass man gerade hier in Meran ein ums andere Mal diese Wut kriegt?“ Was machen sie, wenn Sie sich ärgern? Oder kann Wut auch gut tun?

Meran ist nur der Katalysator, ein Platzhalter, ein Synonym, die kommt auch nur schubweise, wenn sie mal da war, geht sie auch gleich wieder weg, wenn das nicht so wäre, wäre das schlecht für den Teint, sowohl meinen, als auch den Merans.

Was machen sie, wenn Sie sich freuen? Etwa über den Bachmannpreis 2014?

Gar nichts, ich mache so weiter wie bisher.

Würden sie sich auch über den Lyrikpreis Meran freuen können? Er gilt ja als Pendant der Dichter zum Bachmannpreis?

Klar, erst gestern hab ich ein Gedicht geschrieben, es heißt: „Ich bin der Hammer in der Hand des Idioten“.

Das ist ja der Titel eines ihrer Songs, den sie mit ihrer Band „Mäuse“ eingespielt haben...

...genau, das Hammergedicht ist die Fortsetzung des Hammerliedes.

Sie würden auch gerne beim Lyrikpreis Meran mitmachen?

Ja, ich würd den gerne anpeilen, aber weiß von dessen Existenz auch gar nicht, ich hab mich noch nie um irgendeinen Preis beworben.

Sie haben sich in Meran auch mal als DJ versucht? Welche Musik würde dieser Stadt gut tun?

Doo Wop

IM JUNI HÄNGT
DER KÖNIG IN
PHNOM PENH
// DIE DICHTER
LEIDEN IN Thomas Kunst
DEN MEISTEN
FÄLLEN // ICH
HABE HUCHELS
FENSTERKNAUF
UND KOEPPENS

// SILVERSEA, HAUSTIERE UND HAFENADRESSEN

In einigen Erdteilen konnten die Schmetterlinge einfach
Auch nicht mehr für jeden Dreck
Verantwortlich gemacht werden, das
Tagpfauenauge und der Zitronenfalter verbrachten die
Kälteste Zeit des Jahres überwiegend
In den Wohnungen von Urlaubern oder in den nur nachlässig
Zugeklappten Türzwischenräumen von Personenkraftwagen
In Tiefgaragen, je älter diese Insekten wurden, umso dringlicher
Wurde es auch, sich einmal im Leben komplett
Durchchecken zu lassen, die Kosten für die
Psychotests konnten von den gesetzlichen
Krankenkassen nicht übernommen
Werden, brauchen Sie viel Anerkennung , neigen Sie sehr
Lebhaft zur Schadenfreude, haben Sie schon mal aus Ärger
Einen Küchengegenstand auf den Boden geworfen, der
Zitronenfalter mußte dabei an das Ehepaar
Denken, das nach einem Tag schon wieder
In seiner Wohnung auftauchte, obwohl es sich
Auf eine vierwöchige Kreuzfahrt im Mittelmeer
Begeben wollte, Venedig, Piräus, in einer
Außenkabine, die geöffneten Fenster
Symbolisierten den Waldrand, wo der Falter die weißlich
Grün gefärbten Weibchen
Vermutete, im Wohnzimmer standen Faulbäume und
Kreuzdorn, Ackerkratzdistel und Blutweiderich, von allen
Schmetterlingsarten hatte der Zitronenfalter mit neun Monaten die
Höchste Lebenserwartung, im Winter versteckten sich die Tiere
Im Laub oder in Brombeerhecken, der Waldrand war dann nie mehr
Außer Rand und Band, der Aschenbechertisch wäre in
Diesen neun Monaten ein Küchengegenstand
Gewesen, haben
Sie viele Freunde, halten Sie sich oft für klüger als
Andere, haben Sie schon mal aus Wut
Jemandem Schläge angedroht, das
Tagpfauenauge ging in
Sich, der Spalt zwischen der nur nachlässig
Geschlossenen Fahrertür und der Karosserie war nun nicht gerade ein
Luxus Apartment, aber hinter diesem
Spalt war das Paradies, anstelle von Kreuzdorn und Ackerkratzdisteln
Nichts als Brennesseln auf dem Armaturenbrett und auf dem
Überdüngten, stickstoffreichen Boden der
Fahrsitzpolsterung, sind
Sie oft zu bescheiden, wie konnte
Sich so ein dürres Blatt
Genau im Spalt eines Autos verirren, bei Annäherung von
Freßfeinden konnte dieser Falter seine Flügel
Ruckartig, beinahe epileptisch bewegen, dabei ein zischendes Geräusch von sich
Geben und mit den großen Augensignalen auf den Flügeln
Von dem für sie bei drohender Gefahr
Zu kleinem Körper ablenken, Schmetterlinge konnten etwa
Zweihundert Meter weit
Sehen und saugten an heißen Tagen oft Wasser aus
Pflützen, wenn sie nicht gerade selber
Im Urlaub waren, einige Arten ernährten sich fast ausschließlich von
Tierscheiße, Urin und Tränenflüssigkeit, weinende Jäger,
Nicht einmal nach völlig verunglückten Schüssen, gab es
Kaum in dieser Gegend, deshalb vergingen sich die
Falter in den Nächten oft an schlafenden
Vögeln, denen sie ihre Saugrüssel unter die Lider
Schoben, in Personenkraftwagen, die in
Tiefgaragen auf griechischen Inseln standen, konnte das
Aufrechte Glaskraut auf den Vordersitzen kaum von der Großen
Brennnessel unterschieden werden, der Wein von Samos, überall
Paradiese, das Fehlen des Sommers, das
Fehlen des Winters, das Fehlen der Brennhaare, keine
Mit irgendeinem Kraut zu reinigenden,
Blinden Gläser auf dem Festland, ein Spalt
Zwischen einer nur nachlässig geschlossenen
Fahrertür und der Karosserie blieb bis zu den
Erbstreitigkeiten der nahen Angehörigen selbst als
Wohnraum in der kalten Jahreszeit nur ein
Luftiger Zugewinn an
Künftiger Mechanik, das Verlassen des Kellers und der
Inseln wäre aber insgeheim
Eine Androhung von Schlägen
Gewesen.

// DIE DICHTER LEIDEN
IN DEN MEISTEN FÄLLEN

Ich lese lieber Gorbatschow, Karl May
Und Pepe Mujica aus Uruguay.
Er fährt im Corsa zu den offiziellen

Empfängen, lebt von etwa tausend Schleifen.
Im Land gibt es auch Schafe, aber ja,
Die abends leuchten, Quallen-DNA.
Die Praxistauglichkeit ist zu begreifen.

Gedichte speichern Licht, die Existenz
Von Temperatur, man darf die Stirn befeuchten.
Die reinste Strahlkraft kommt aus einem Becher.

Die Poesie von Jetzt: Phosphoreszenz.
Das Nachleuchten des Stoffs nach dem Beleuchten.
Die Dunkelheit nimmt zu, das Licht wird schwächer.

// IM JUNI HÄNGT DER
KÖNIG IN PHNOM PENH

Seine Uniform in die Frangipani Bäume, geh bitte ohne
Brille aus dem Haus, Samnang, vermeide
Streit, die Regenfälle und der
Russenmarkt, die Schneeschmelze mit Schaufeln aus den
Bergen, der Mekong zwingt sich rein
In andere Flüsse, der Tonle River
Ändert seine Richtung, runter,
Hoch, das Wasserfest der
Landbevölkerung, allein die
Rikschas auf den Feldern keine
Einkaufstüten, wer Striche in die Wände ritzen kann, darf
Ohne Zierrat nachts die Stadt verlassen, das alles
Auf Geheiß von oben, du sollst an gar nichts
Denken, wenn ich bete, die Vietnamesen
Kommen wieder näher ran, Einschüsse
Im Unterholz, an Blüten
Zerschmetterte Blüten, Symmetrien der
Geläufigkeit, der Reis
In Schränken ist das Licht der
Geisterstädte.

// ICH SINGE VENCEREMOS,
GUTE NACHT

Verglichen mit den meisten bin ich wer.
Die Wucht des Sehnsens kommt vom Wasser her.
Es ist wohl wahr, daß Kunst den Unterschied,

Den Unterschied, den viele nicht mehr sehen,
Aus Angst, sie könnten gar als Blender gelten,
Daß Kunst den Unterschied, das ist nicht selten,
Denn jeder Fünfte hat ein Unfit-Gen.

Du kannst trainieren, deine Kondition
Verbessert sich auch nicht durch Sprachversuche.
Ich singe Venceremos, Lied der Nacht.

Verbrauch des Sauerstoffs der Testperson.
Die Ausdauer wird schlechter, wenn ich fluche.
Es ist wohl wahr, daß Kunst den Unterschied.

// ICH HABE HUCHELS FENSTERKNAUF UND KOEPPENS

Bleistift bei ebay ersteigert, das Geld ist nicht der Rede
Wert, achttausend Tacken, die Dichter, Datschen und die
Streuobstwiesen, ich gebe immer nur das Geld
Aus, was dann in Niepars, Darmstadt oder
Güstrow sofort wieder reinkommt, ich würde im Ernstfall sogarwenn ich es heute abends weiß
Ein Kerngehäuse als Waffe benutzen, den Schorf, den Stiel
Der Rubinette, den Bleistift lasse ich
Unangespitzt, dann bleibt er mir länger
Gewogen, für den Knauf habe ich keine
Verwendung, kommt da wer, Erlebnisaluminium, Tand, das
Glas im Tuch, Erinnerung an Trinkraubzüge, ob Huchel nun gerade
Dieses Fenster jeden Morgen geöffnet hat, um daran erinnert
Zu werden, daß der Garten in Wilhelmshorst
Ohne Delphingeschirr in der Luft so wehleidig
Gespenstisch sein konnte, ist nicht
Bekannt, die nahe Großstadt leer und
Morsch, mit einem Luftgewehr wohl kaum noch zu
Zerlegen, Boote mit Bräuten, die sieht jeder, im Nuthe-Urstromtal

Geht die Zahl der arbeitslosen Skater
Zurück, Rost im Bett, Zeesenboote, ungelogen, die Bundesstraße
Hat am Wochenende kaum Geschwister, Hitze und
Militär, der Zaucheschaum, die abgeschöpften
Pferde und Insekten, der Einbau
Der Exportfeder im Regen, Geräusche
Einer Säge auf Besuch, das Fenster aufgeschlagen, den
Bleistift ohne Hilfsmittel gespitzt, mit Kellerschlüsseln,
Abgebrühten Lampen, so etwas könnte auf dem Land
Den Perfekten Abend einläuten, ein Auto ist gerade
Um die Ecke gebogen, lieber ein Dreitürer, von
Hier aus, ein Auto, keine Mittelklasse, nur
Ein Dreitürer, ein wenig Zeit, die bleibt,
Für die nach vorn geklappten
Sitze in der Schräge.

// LIEBSTE, ICH STARRE AUF DIE UHR UND FRAGE MICH

Ob es ratsam wäre, dich so früh schon
Anzurufen, du warst gestern lange
Unterwegs, hast Männer und Menschen getroffen, hast
Getrunken, getanzt und deine Nummer leider nicht
Lange genug für dich behalten
Können, vom Fenster aus kann ich
Sehen, wie die alte Zuckerfabrik bei Regen und
Sturm einen starken Moment hat, Nachtruhe
Ohne Einzugsermächtigung, bei Regen und Sturm haben die meisten
Fahrräder an sich selbst einen Narren gefressen, ich starre
Auf die Uhr und frage mich, ob es ratsam wäre, dich so
Früh schon anzurufen, es wurde getrunken und
Getanzt, die ein, zwei Münder, die zu lange ohne Aufsicht
Geblieben waren, durften bei diesem Wetter
Einfach nicht mehr nach draußen, ich starre nur noch auf
Die Uhr und frage überhaupt nichts mehr, wie hohl
Muß man denn eigentlich sein, daß einen
Die Nachlässe zu ungestümer Niederschläge
Auf der Stirn nicht anwidern, die Haare, aber
Die Haare werden es schon richten, die moralische
Verwegenheit der Sperrstunde
Vor einer Haustür, der Überlebenskampf zu feucht
Gewordener Fahrräder vor einem neuen Weltuntergang, du
Warst zu lange nicht mehr bei dir zuhause, warum
Hat mich die letzte Nacht nur so aus der Fassung
Gebracht, die Vögel auf den Mülltonnen wiegen sich
In Sicherheit, mit nassen Haaren und Hauseingängen
Kann man fast alles kaputt machen, schwache Männerjahre sind auch immer
Schwache Frauenjahre, von meinem Fenster aus kann ich
Sehen, wie die alte Zuckerfabrik bei Regen und Sturm einen
Starken Moment hat, ob der Sturm bei Gewitter die Blitze noch
Weiter nach außen drücken kann, nach innen, mit den
Ästen zuhause geht es doch auch, zwischen den
Einzelnen Partygästen bleiben Reibungen nicht
Aus, die Haare, aber die Haare werden es schon richten, es ist
Schon mittags und wohl noch immer viel zu
Früh, geht es dir gut, sind deine Hosen wieder trocken, du hast doch
Sonst immer getanzt, ich hätte viel häufiger mit dir zusammen
Vor die Tür gehen sollen, ich gehe mich jetzt duschen und
Rasieren, bevor ich diesen Brief hier an dich weiter
Schreibe, wenn ich dann in einigen Minuten an meinem linken Unterarm
Rieche, weiß ich, daß noch nicht alles verloren sein
Kann zwischen uns, im schwarzen Anzug vor dem Fenster ist mir so
Feierlich zumute, ein einziges Geräusch wie bei Großfamilien
Am Mittagstisch würde schon genügen, die leere Stützfunktion
Eines Sonntags nicht mehr länger für seine ureigensten Bedürfnisse
In Betracht zu ziehen, ein einziges Geräusch nur, als wenn ein Handy
Ohne die nicht mehr zu benutzenden Vorderläufe

Nicht dazu in der Lage wäre, sich fortan nur noch auf
Die Hinterläufe und die Aufsetzmöglichkeiten
Seines Brustkerns zu versteifen, Vibrationen und
Abgründe, Besetztzeichen und Möbelpolitur,
Von einem der Fenster aus kann ich sehen, wie die
Alte Zuckerfabrik bei Regen und Sturm einen einzigen starken
Moment hat, ich habe heute Berichte über Stiftern
Wanderungen, Coyote - Teaching und die Kapseln vom Roten
Ginseng gelesen, aber das mußt du bitte für dich behalten, ich
Habe nämlich keine Lust, an den Nebenwirkungen einer
Über zweitausend Jahre alten, asiatischen Abgebrühtheit zu
Verrecken, Schwindel, Ohnmacht und Herzrasen kommen
Im Alter doch von ganz allein, ich
Hätte viel häufiger mit dir zusammen vor die Tür gehen
Sollen, dich immer wieder nur in meiner Wohnung
In Mavenbeek zu sehen, reicht mir schon lange nicht
Mehr, ich weiß, daß wir
Vorsichtig sein müssen, aber ich will und kann so nicht mehr weiter
Leben, wegen dir bin ich in den letzten paar
Monaten nie aus diesem Nest hier
Rausgekommen, ich
Hatte immer gehofft, daß deine Partybesuche innerhalb
Der Woche weniger werden würden, reicht dir das denn
Alles nicht mit uns, ich habe nicht
Das Recht, dir Vorwürfe zu machen, du
Hast mir gleich bei unserer ersten Begegnung
Gesagt, daß du nie eine sichere Bank für mich sein
Würdest, ich starre einfach
Nur noch auf die Uhr und frage überhaupt
Nichts mehr, Roter Ginseng und Cabernet
Sauvignon, Coyoten sind nicht nur intelligent und
Humorvoll, sie setzen sich auch immer wieder über
Vorgegebene Regeln und Verhaltensmuster
Hinweg, Kehle und Brust sind
Weiß, sie würden dich jetzt
Anrufen, ein einziges Knacken wie
Bei Großfamilien am Mittagstisch würde
Schon genügen.

// DEUTSCHLANDS HISTORISCHER STADTKERN LIEGT IN NEUFUNDLAND

In St. Anthony, der Hauptstadt der vorbeiziehenden Eisberge, Eisberge, die von Grönlands Küste abbrachen, losfuhren und sich nach einer ungefähr viertausend Kilometer
Langen Reise mit etwas Glück zwischen den
Kanadischen Inseln und Meeresarmen
Verhakten, solch ein Geburtstagsgeschenk bekamst
Du noch nie, in der Nacht zuvor war ich mit Hubschrauber, zwei Arbeitern und
Schwerem Gerät auf die See hinausgeflogen, um den massiven Kopf eines
Growlers zu verändern, der fast fünf Meter aus dem Wasser
Ragte, wir benutzten eine in Pflanzenöl
Getränkte Kettensäge, hantierten lose mit Benzin in der
Luft, schnitten Blöcke aus den Seitenwänden, höhlten mit Spitzhacken den Boden
Aus, glätteten und polierten, bis eine Terrasse mit Brustwehr und
Zinnen entstanden war, etwa drei
Mal drei Meter, zwei Liegestühle, ein Tisch mit Ferngläsern, Snacks und
Getränken, jottweedee, hoffentlich brach dieser zugefrorene Dachpool bis
Morgen früh nicht auseinander, nach eingehender Berechnung der
Winde mußte dein Geschenk unserer
Küste in den frühen Morgenstunden
Bedenklich nahe kommen, die Toilettenvertiefung mit Holzdeckel
In der Kabinenecke hatte der
Pilot vorgeschlagen, verwinkelte Gassen aus
Eingeschlossenen Algen, stupide Fachwerklinien der
Vorzeit, kaum Wirtschaftsdruck, durch die Schmelzverluste in der
Vormittagssonne wirkte alles noch viel sauberer und
Behaglicher, die Strickleiter, die vom Geländer
Herabhing, reichte beinahe bis in
Den Wellengang runter, wie sie auf der Terrasse
Befestigt war, wie gekonnt und ausharrend sie da
Oben auf der Terrasse hinter den Scharnklöchern mit
Knüppeln befestigt war, für Kriegsschiffe
Hätten die Wehranlagen von innen noch viel
Bedrohlicher ausgesehen, der auf die Seite gekippte Tisch, die
Tuchlosen Skelette der Liegestühle, die
Gekrümmten Chipswürmer in der
Altstadt, jottweedee, wir nahmen das
Boot und würden uns an deinem Geburtstag
Endlich für immer in Sicherheit
Wiegen, nie mehr Häuser, die an uns
Vorüberzogen, Elche und Autos, die den
Elchen im letzten Moment doch noch
Ausweichen konnten, würde
Ich unsere Position nicht stündlich an
Treibende Bäume, Tanker und Bohrinseln
Weitergeben, hätten wir auf
Dauer in dieser Höhe
Nichts außer uns
Selbst.



Thomas Kunst

Geboren 1965 in Stralsund, 1984 Abitur, 1986 Umzug nach Leipzig und Beginn
eines Pädagogikstudiums, dieses abgebrochen, seit 1987 Bibliotheksassistent
in der Deutschen Bucherei Leipzig, erste Buchveröffentlichung 1991. Neben der
Literatur schon immer eine intensive Beschäftigung mit improvisierter Musik
(Gitarre, Violine).

Gewinner des Lyrikpreis Meran 2014.

// ABER IMMER ABENDS DIE BUTTER RAUSSTELLEN, BIBIKOVA

In deinem ersten Jahr in der Fremde, atmen und
Lauschen, aus dem Flur
Abstreichen, Landesunterricht nehmen, sich den Pausenbroten
Unterordnen, den Sulzen auf den Lichtungen
Nachweinen, die Baltischen Ritterschaften nicht
Unterschätzen, Wehrhaftigkeit und Grundbesitz
Bewundern, Demut zeigen, Schönheit mit Textilien zunichte
Machen, Hausanzüge meiden, verschlossene
Schubladen hinnehmen, den Teppichen zur
Verfügung stehen, die Haarspangen der Kinder
Betreuen, Stillschweigen in
Kauf nehmen, das Mitsingen im Kopf
Unterlassen, die Wildschweine in der Heimat für fast
Doppelt so schwer halten, Wagner bevorzugen, nach
Zweiundzwanzig Uhr im Zimmer
Bleiben, an den Clubjacken des Hausherrn
Geschmack finden, auf Unstimmigkeiten im
Zwinger achten, die Sonntage ehren, der Dorfjugend den
Körpereinsatz ankreiden, das Töten, das
Reinigen, das Singen, den Briefmarken
Die Anfahrtswege nachsehen, die Zuckerfabrik mit einem
Atelier verwechseln, an den Gott der
Ereignislosigkeit glauben, Überläufer verstehen, Unterlegenheit
Entbehren, Anträge auf Vernachlässigung
Abheften, die national befreiten Zonen
Befreien, Ameisen inhaftieren, Fluchtbretter
Verteilen, Europa vergessen, die letzten Telefonzellen
In Atem halten, den geöffneten Motorhauben
Vertrauen, den freien Plätzen in Vorpommern die
Mittlere Reife absprechen, die Fladenbrote mit Zeltstangen
Stützen, der Discothek Calypso nachtrauern, Falticeni
Vermissten, den Kommunismus in Autowaschanlagen ohne
Autos verteidigen, die vertrocknete Landwirtschaft
Küssen und danach
Abtupfen, Schwarzwild und Rotwild durcheinander
Bringen, Spielfilmhoffnungen
Verheimlichen, Schicksalsschläge
In die Jahreszeiten mit einbauen, den Infektionen
Nachsinnen, die Angst als Existenzbefangenheit
Abtun, das Klammern beschwichtigen, das Töten, das
Reinigen, das Singen, den Schwänen
Die Vertretbarkeit von Schilf
Gönnen, Butler in Turnschuhen
Zulassen, verwahrlosten Geldscheinen auf den Hals
Treten, das Verrücktsein zu noch mehr Verwegenheit
Anstacheln, die Normalität umstellen, aber nicht
Beschützen, Manifeste mit Fingerlosungen
Übertünchen, grandiose Beschützer
Abwerben, Nahkämpfe bis zur
Gedächtnislosigkeit nachstellen,
Berührungsgesten von der
Seite bemuttern, Hausanzüge meiden, der Verteidigungssehnsucht das
Vertrauen aussprechen, den Brüdern die Stundenprotokolle
Nachsenden, die Korridore mit Bindfäden
Behelligen, der Treue für die Begriffsstutzigkeit
Danken, das Begreifen in eine Einschlaftechnik
Ummünzen, den Adel der Beteuerungen
Achten, die Armut von Flüchtlingen ernst
Nehmen, Meeresfrüchte aus Anklam
Verschmähen, das Töten, das Reinigen, das
Singen, dem Norden abschwören, alle Zufuhrstraßen
Besetzen, nach zweiundzwanzig Uhr im Zimmer bleiben, die
Butter rausstellen, abends, in Mavenbeek, die
Briefmarken aufrichten, den Schwänen
Danken, die Butter
Rausstellen.

Alexandra Fössinger

Die Erfahrbarkeit der Welt

Jan Wagners „Regentonnenvariationen“

Fast könnte man meinen, Carl von Linné, der Begründer der binären Nomenklatur, habe Pate für Jan Wagners neuen Gedichtband gestanden: So sehr wächst, kreucht und fleucht es dort, und jedes kleinste Tier, jede noch so unbedeutende Pflanze wird präzise beim Namen genannt und akkurat seziert. Freilich handelt es sich bei den „Regentonnenvariationen“ um eine poetische, nicht eine klassifizierende Vermessung der Natur, und Wagners Texte lassen sich keinesfalls auf reine Naturlyrik reduzieren.

Gleichwohl lädt er mit seinen verblüffenden Gedichten über Giersch, Melde, Maulbeere zu einer botanischen Entdeckungsreise ein, die den Städter dazu veranlassen mag, wiederholt nach dem „Strasburger“ zu langen, das ehemalige Landkind indes an die kindlichen Streifzüge durch Wiesen und Wälder gemahnt, als Flora und Fauna ihre Namen und durch diese ihre Bedeutung erhielten – und man dankt dem Dichter dafür, dass er sich zum Archivar dieser selten gewordenen, kostbaren Worte gemacht hat, sie dem Vergessen entreißt.

Immer wieder beglückt bei der Lektüre das vertraute Erstaunen darüber, mit welcher scheinbaren Leichtigkeit Worte an der ihnen zgedachten Stelle einrasten können, untrügliches Zeichen dafür, dass man es mit einem vollendeten Bild zu tun hat. Angestrengte Effekthascherei ist Jan Wagner fremd, seine Texte wirken durchgehend mühelos.

Über die Schlehe etwa, „so herbe, herbst/ daß alles sich zusammenzog“, heißt es: „kein wunder/wie schwer die eimer waren, gefüllt// mit tiefster bläue. hinter uns die sträucher –/ ein text, fast ganz befreit von den vokalen,/ ein dickicht, ein paar wirre federstriche./die reste überließen wir den vögeln“.

Die Blutbuche, deren Rotfärbung auf das Fehlen eines Enzyms zurückzuführen ist, „ein baum (...)/der aufstieg aus der wiese wie ein traum/aus einem schlafenden“; während „die fledermäuse stiegen, immer flach/am blattwerk, um als flinke, schwarze scheren/die früchte abzuknapsen.“

Es ist ein gewichtiger schmaler Band, den man da in seinen Händen hält. Zwischen zwei Buchdeckeln entfalten sich Welten, die andere umständlich in einem Roman ausbreiten. Die Natur ist Haupt, aber nicht ausschließlicher Gegenstand seiner treffsicheren, konzisen Texte, daneben versammelt er Miniaturen des Alltäglichen, wie die „Versuche“ – als Fingerübungen getarnte Meisterstücke über nur auf den allerersten Blick Banales, denn immer steht bei ihm das Kleine auch für das Große.

„als hätten sich alle buchstaben/auf einmal aus der zeitung gelöst/und stünden als

schwarm in der luft“, schreibt er hinreißend über Mücken.

Nun ist ja – zumal im deutschsprachigen Raum – viel gesagt worden gegen das Erzählen von Geschichten in der Lyrik, darüber, was Lyrik soll und darf; die Unterteilung in Postavantgarde, die Sprache vornehmlich selbstreferentiell einsetzt, einerseits und vorgeblich harmlose, „seichte“ Alltagslyrik andererseits ist ein alter Hut. Bisweilen scheint es, als würden die Formalisten dem narrativen Element zugunsten des Sprachexperiments die Daseinsberechtigung absprechen.

Dagegen ließe sich argumentieren, dass der Post-Postmoderne der Mut zur Verbindlichkeit abhanden kommen musste; das Fehlen von Verbindlichkeit aber bringt eine Scheu vor Inhalten mit sich, eine Angst vor der Festlegung, weswegen eine ganze Schar von jungen Dichtern sich lieber in dürrtiger konkreter Poesie oder einem Höchstmaß an Ichbezogenheit (bei der das lyrische Selfie nahtlos das lyrische Ich ersetzt hat) übt und alles Anschauliche kritisch beäugt. Oft genug hat man es dann mit wabernden Wortungetümen zu tun, die nicht zwangsläufig innovativer sind als Lyrik, die sich bevorzugt dem Privaten, Alltäglichen widmet.

Man kann, ohne sich dieser Polarisierung anschließen zu müssen, getrost feststellen, dass das Werk von Jan Wagner auf schönste Weise erzählerisch ist. Weit davon entfernt, ein Leichtgewicht zu sein, verfügt er nicht nur über das seltene Geschick, Worte punktgenau zu setzen, sondern beherrscht auch sein Handwerk wie wenige narrative Lyriker seiner Generation, sehen wir einmal von der angelsächsischen Tradition ab, von der er nicht unbeeinflusst ist.

Wo er will, hält er sich diszipliniert an klassische Gedichtformen wie Sonett oder Haiku, spielt mit Referenzen und Anklängen und verläuft sich selbst dort nicht, wo eine Wendung, wo ein Bild einmal weniger gelungen ist. „verhängt die spiegel. nehmt der schere ihren schneid“, lautet der etwas dick aufgetragene Verweis auf W. H. Audens „Funeral Blues“ im „requiem für einen friseur“, ein aber deshalb nicht misslungenes Gedicht.

Ankreiden könnte man ihm – so man denn wollte – lediglich die offen zur Schau getragene Gelehrsamkeit, die bekanntlich außer Mode geraten ist; selbst dort, wo sie so unpräzise auftritt, haftet ihr oft das Anrühige des Elitär-Reaktionären an. Weder Wagners Rückgriff auf das Narrative, auf Versmaß und Reim, noch, inhaltlich, seine Auseinandersetzung mit Botanik und Zoologie dürfen allerdings als rückwärtsgewandt missverstanden werden. Gerade letzteres, das der Biologie entlehene Vokabular, kann vielmehr auch im Kontext der aktuellen Auseinandersetzung von Teilen der Künste mit den Naturwissenschaften gesehen werden.

Seit geraumer Zeit haben besonders die bildenden Künste ihre Faszination für das Experiment wiederentdeckt – Ólafur Eliasson arbeitet mit physikalischen Phänomenen, James Turrell hat sich mit raumfüllenden Lichtinstallationen einen Namen gemacht, um nur zwei der bekannteren Vertreter zu nennen. Das kann als Kinderkram oder unzeitgemäß abgetan werden, kindlich ist an diesem wiedererwachten Forschergeist in Wirklichkeit aber allein der Drang, sich Neugier und Empirie zurückzuerobern – quasi eine Art Befreiungsschlag also, eine Reaktion auf den Kulturpessimismus, der gegenwärtig so schwer am Überdruß an der kulturellen Passivität leidet (ob sie nun selbst auferlegt oder durch die als obstruktiv empfundene Technologie aufgezwungen ist, sei dahingestellt). Er ist ein Gegenentwurf zu dem Szenario, das uns in Zukunft alle mit „wissbegierigen Geräten“ durch die Welt laufen sieht, mit Datenbrillen, die uns unentwegt mit Informationen aus dem Netz versorgen und unsere Sinneseindrücke überblenden.

Der wissenschaftliche Versuch war ja von Anfang an kein Selbstzweck: Die Vermessung der Welt diente ihrem Verständnis, wollte ihre Phänomene sichtbar machen, war Erkenntnis-suche. In diesem Licht betrachtet weisen auch die „Regentonnenvariationen“ auf ihre Erfahrbarkeit hin, und so verwundern weder die Kindheitsreferenzen noch das märchenhaftmagische Element, das Wagner immer wieder anklingen lässt. Das Mysteriöse der Natur, hier im spielerischen Begreifenwollen der Welt er-sieht es wieder auf. Mit seiner gewetzten Feder ist der Dichter ein scharfsichtiger Beobachter ganz in der Tradition der Forscher des 18. Jahrhunderts; er verleiht uns die Genuß-tung, dass letztlich nur die sinnliche Erfahrung Existenz begreiflich macht – und lässt uns die Hoffnung auf eine Zukunft, in der wir uns die Menschlichkeit bewahren dürfen. ■

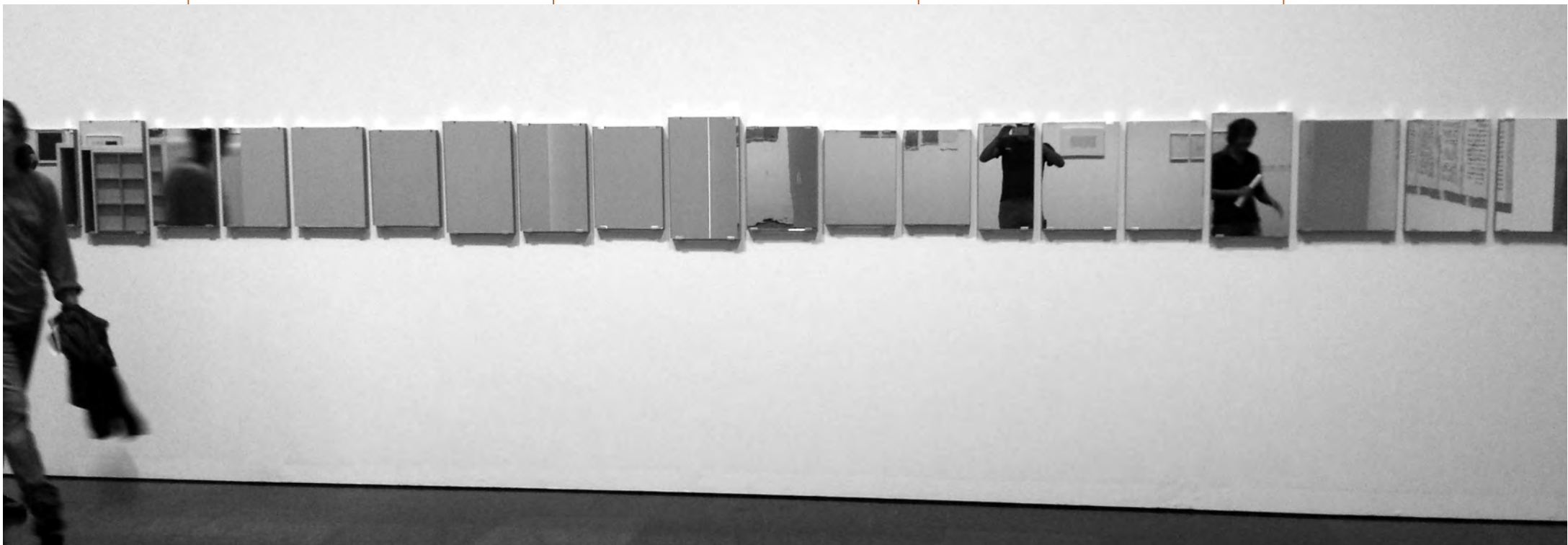


Foto: Hannes Egger

Katrin Klotz

Kürzlich ist dein Lyrikband *Schläft ein Lied* erschienen, deine Gedichte darin kreisen um die Landschaften des Lebens und im titelgebenden Gedicht heißt es „sich noch einmal umdrehen“. Zieht dein Lyrisches Ich mit diesem Band ein Resümee?

Dieser Vers hat durchaus eine Mehrfach-Bedeutung, aber ein Resümee des Lyrischen Ichs ist er nicht unbedingt. Auf jeden Fall kann er als ein Zurückschauen verstanden werden, das Zurückschauen ist ja eines der Themen des Bandes, das Zurückblicken auf die Kindheit, das Erinnern. Im konkreten Gedicht geht es ja um einen Abschied, und das Sich-Umdrehen in der letzte Zeile begreife ich als verbindendes Element zwischen Zukunft und Vergangenheit. *Sich noch einmal umdrehen* kann auch in einem poetologischen Sinn verstanden werden, als Auseinandersetzung mit der Literatur, die vor meiner Zeit geschrieben wurde, mit der Tradition. Der Titel selbst stellt ja mit seinem Eichendorff-Zitat diesen Bezug her, im konkreten Fall zur Romantik.

Auch in diesem Band spielen Aufzählun-

Lyrik als Essenz der Literatur

sen, die nach und nach zu einem Strom an-schwellen.

Kannst du etwas zur Entstehungsge-schichte dieses Buches sagen? Denn einige Gedichte sind bereits erschie-nen...

Ja, einige Gedichte waren bereits erschienen, und zwar in verschiedenen Zeitschriften oder als Sonderdrucke. Wie etwa der kleine Band *Auferstehung der Tiere. 13 Gedichte*, der bei Siegfried Höllrigl in seiner Lyrikreihe der Offi-zin S. erschienen ist. Auch das Sarah-Kirsch-Zitat auf der Rückseite des Buches („*Die Ge-dichte des Sepp Mall sind außerordentlich wunderbar*“) etwa stammt aus diesem Kon-text, Sarah Kirsch hat das in einem Brief an Siegfried Höllrigl, mit dem sie oft zusammen-gearbeitet hat, erwähnt. Natürlich war das ein zusätzlicher Ansporn, weiterzuarbeiten, zu den bereits bestehenden sind neue Gedichte hinzugekommen, dann musste natürlich neu sortiert werden, um dem Gesamtkonzept des Buches Rechnung zu tragen.

In Innsbruck hast du 2010 die alljährli-

wenn man das meiner heutigen Lyrik be-stimmt nicht anmerkt.

Du hast gerade von deinen Schreib-an-fängen gesprochen, erinnerst du dich an dein erstes Gedicht?

Nicht so sehr an meine allerersten Gedichte, denn die sind vor über 40 Jahren im Johanne-um in Dorf Tirol entstanden, ausschließlich für Wettbewerbe, die Alfred Gruber seinerzeit dort organisiert hat. Sehr wohl kann ich mich aber an mein erstes Gedicht erinnern, dass ich unabhängig von Wettbewerben für mich geschrieben habe. Ich war damals 19 oder 20 Jahre alt, der Titel war *München, Marien-platz*. Ich hoffe heute, dass es nie an die Öff-fentlichkeit gelangt ist, aber so ganz sicher bin ich mir damit nicht.

Was ist dein Kriterium bzw. sind deine Kriterien für ein gelungenes Gedicht?

Es ist vor allem meine persönliche Empfin-dung ausschlaggebend. Wenn ich irgendwann das Gefühl habe, einem Gedicht sei nichts mehr hinzuzufügen bzw. nichts mehr wegzuz-

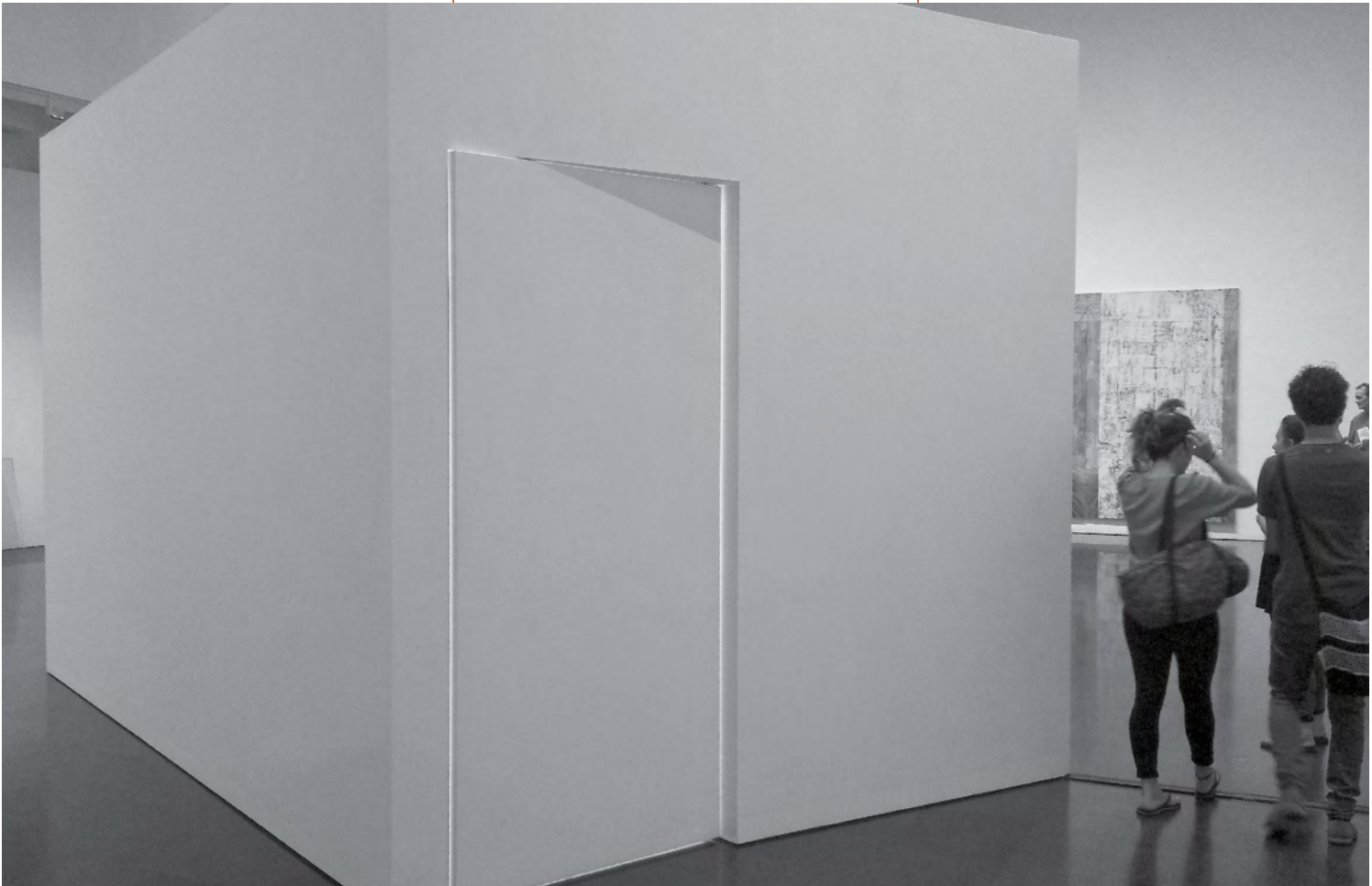


Foto: Hannes Egger

gen eine wichtige Rolle, was fasziniert dich an Aufzählungen?

Ich komme ja aus einem katholischen Kon-text und in der katholischen Kirche gibt es diese schönen Aufzählungen, die mir immer endlos vorkamen, nämlich die Litaneien. Viel später dann habe ich die dänische Au-torin Inger Christensen bei einer Lesung kennengelernt und war davon fasziniert, wie sie ihr bekanntes *Alfabet* vorgetragen hat, das im Grunde auch eine Aufzählung ist. Das Nacheinander, Nebeneinander von Ähn-lichem, das aber immer ein Mehr wird, wie über eine Stiege nach oben gehen, das ist etwas, was mich als Schriftsteller durchaus anzieht. Im eigenen Schreiben hat die Aufzählung ganz bewusst auch mit Reduktion zu tun, Satzbau und Syntax fallen fast vollkommen weg, die erwünschte Beschränkung auf das Wesentliche kann auf diese Weise stattfin-den. Bilder werden nebeneinander gestellt, und spannend finde ich auch, was zwischen den einzelnen Bildern passiert. Man könnte diese Form der Aufzählung auch mit einzel-nen Wasserläufen vergleichen, mit Zuflüs-

che Poetikvorlesung gehalten, Thema war das Lyrische und das Biographische Ich, Einflüsse und Weggefährten. Muss man lesen, um schreiben zu können? Und wie beeinflussen Vorbilder das eige-ne Schreiben?

Klar muss man lesen, um schreiben zu kön-nen. Niemand kann das, was er sagen will, in einem luftleeren Raum machen, man lernt durch die Auseinandersetzung mit Literatur, mit der literarischen Tradition und auch von den Zeitgenossen. Für mich war etwa Bertolt Brecht so ein literarischer Fixpunkt. Übriges gibt es auch von Brecht wunderbare Aufzäh-lungen, beispielsweise das Gedicht *Orges Wunschliste*. Wichtig waren und sind mir etwa auch die bereits erwähnte Inger Christensen, Günther Eich oder die Lyrik von Wislawa Szymborska. Nicht im Sinne von Vorbildern, die man nachmacht, sondern als Ausein-andersetzung mit poetischen Herangehenswei-sen. Natürlich beeinflusst dies auch das eige-ne Schreiben, warum nicht. Als ich zu studie-ren begann, waren gerade die ersten Gedich-te von n. c. kaser erschienen, und dieses Lernen von kaser war wichtig für mich, auch

nehmen, und ich spüre, dass der Text auch einer Prüfung nach mehreren Monaten noch standhält, wenn das Gedicht dann also noch funktioniert, dann passt es meistens.

Lyrik bildet einen Teilbereich der Litera-tur, der am wenigsten wahrgenommen wird. Trotzdem werden immer wieder Gedichte geschrieben, das legt den Schluss nahe, dass man mit Gedichten etwas sagen kann, was man mit keiner anderen literarischen Form ausdrücken kann. Worin siehst du die Faszination dieser literarischen Gattung?

Lyrik ist für mich die Essenz der Literatur, in einem überschaubaren Raum wird gesagt, was gesagt werden muss. Lyrik, das ist ma-ximale Wirkung mit minimalen Mitteln. Siri Hustvedt hat in einem Interview einmal ge-sagt, einen Roman zu schreiben ist wie ein Haus zu bauen, und ein Gedicht ist dann vielleicht wie ein Zimmer. Mit dem ersten Vers öffnest du die Tür und bist da, wo du hinwillst.

Sepp Mall: *Schläft ein Lied. Gedichte*, Innsbruck: Haymon 2014.





Der **Ausstellungsherbst in Meran** hat zwei Soloshows, die mit und an der Sprache arbeiten, hervorgebracht: Der Meraner Künstler und Sprachschöpfer **Matthias Schönweger** verwandelt den ersten Stock bei Kunst Meran in ein Sammelsurium von scheinbar belanglos aneinandergereihten Dingen, deren innerer Zusammenhang sich den Staunenden am eindringlichsten in einem Gespräch mit dem Künstler erschließt und damit an Komplexität zwischen Geschichte und Gegenwart gewinnt. Ulrich Egger hat Matthias Schönweger als Gesamtkunstwerk in seiner Ausstellung „JANUS 1914 nach wie vor 2014“ vor seinen "Sachen" sitzend und sinnierend porträtiert.

In der **ES Gallery** stellt zeitgleich der im Ahrntal geborene und in Wien lebende Künstler **Siggi Hofer** unter dem Titel „LAB“ aus. Er zeigt eine umfassende Installation aus kolorierten Holzbuchstaben, welche auf Balken montiert sind und eine Serie von Wörtern und Begriffen darstellen, die kontextlos und sinnbefreit scheinen. Erst im Durchschreiten der Installation wird das Text- und Wortensemble dichter und komplexer und lassen sich Zusammenhänge, aber auch Bedeutungsbündel erkennen.



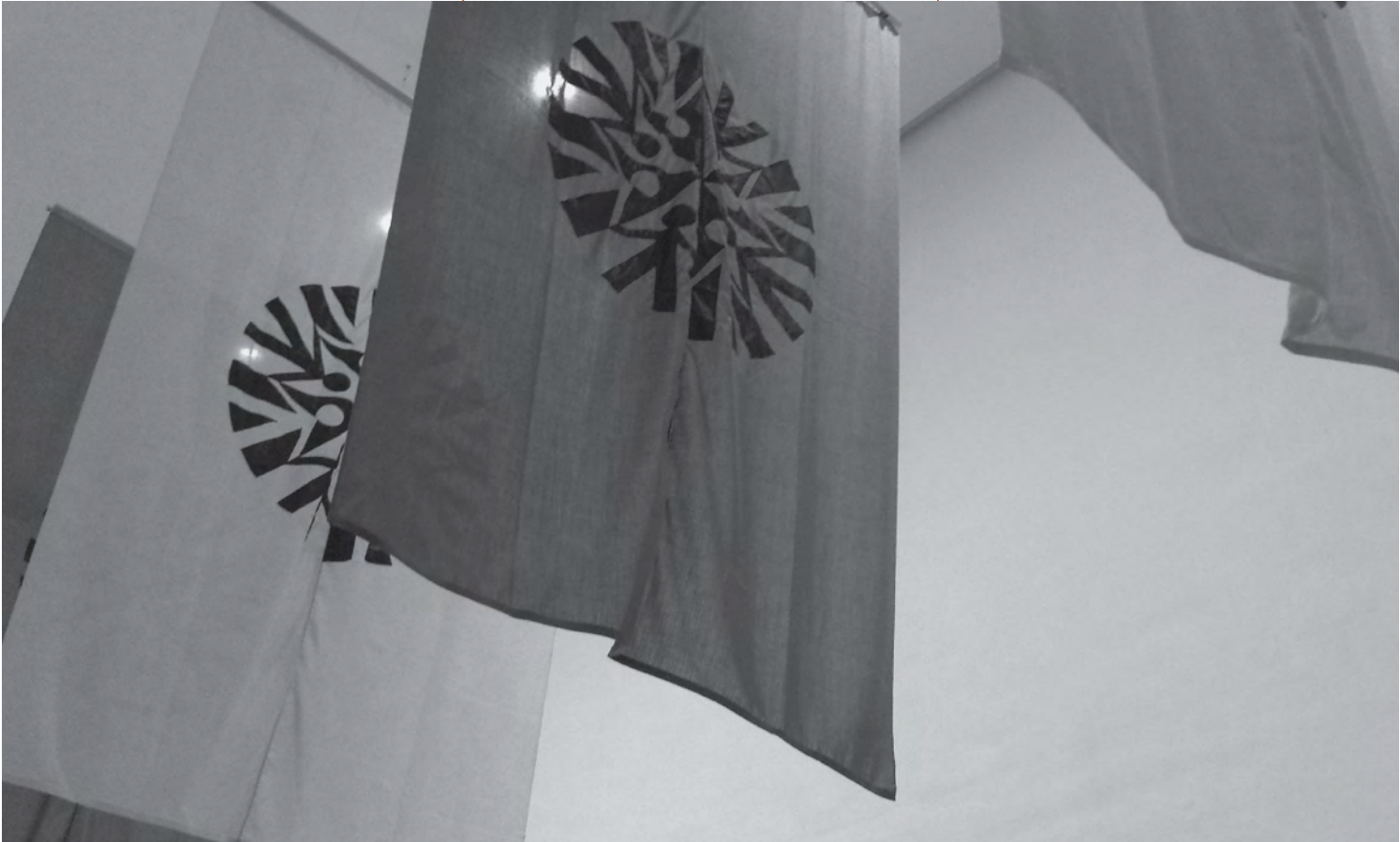


Foto: Hannes Egger

Marcel Zischg

Morgen ist Felix' Todestag. Julia liegt im Bett. Sie betrachtet sein Bild auf ihrem Nachtkästchen und denkt zurück.

Zum ersten Mal war sie Felix an einem April-nachmittag begegnet. Erschöpft kam sie von ihrer Arbeit aus dem Literaturarchiv, fuhr mit dem Fahrrad nach Hause, da begann es plötzlich zu regnen. Sie flüchtete in den Unterstand am Fußballplatz. Dort fand ein Spiel statt und sie schaute zu. Als der Schlusspfiff ertönte, blieb ein Spieler des Verliererteams

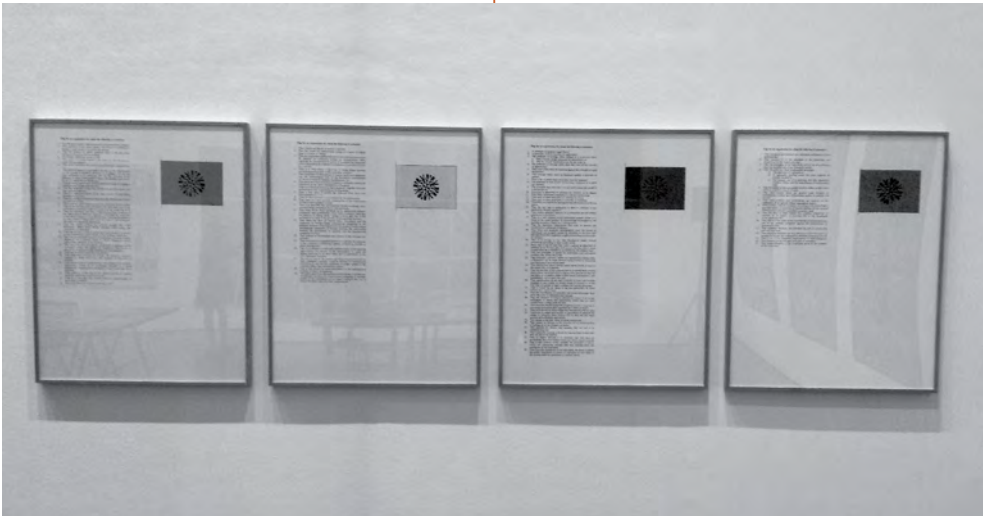


Foto: Hannes Egger

auf dem Feld zurück. Wie ein verärgerter Bub schoss er den Ball ins Aus. Er gefiel Julia.

Plötzlich bemerkte er Julia am Zaun und trat zu ihr. Sie stellten sich vor. Julia lobte Felix und seine Mannschaft. Er lächelte und sagte: „Aber wir haben ja verloren!“

Als Felix sich umgezogen hatte, führte er Julia weg vom Fußballplatz auf einen Feldweg, der zu einer abgelegenen Bank unter einem hohen Baum führte, rundherum erstreckten sich Felder.

Der Regen hatte aufgehört. Sie legten ihre Jacken über die Bank, damit sie im Trocknen saßen.

Felix fing an, vom verlorenen Spiel zu erzählen. Da hörten sie das Zwitschern eines gelben Vögelchens, das weiter weg verletzt im Gras lag.

Julia erinnerte sich daran, dass sie mit ihrer Mutter einmal ein verletztes Vögelchen gefunden hatte. Es war ein kleiner schwarzer

Familie am Bach

Vogel. Die Mutter warf ihn in den Bach hinterm Haus, denn sie fand ihn hässlich. Da hörte er auf zu zwitschern und starb. Am Tag darauf gab die Mutter, alleinerziehend, die zehnjährige Julia in ein Mädchenheim, denn von zwei Kindern fühlte sie sich überfordert. Julia war fast vier Jahre älter als ihre Schwester Alina, stark genug, dachte die Mutter wohl, für diesen Schritt.

Julia weiß noch, wie die Mutter früher immer in ihrem Zimmer weinte, weil Julias Vater die

Wind streifte die Krone des Baums. Der Wind wurde wieder still, und Julia blickte auf Felix. Er sah sie traurig an und küsste sie.

Felix und Julia wurden ein Paar, heirateten, gründeten eine Familie und bauten ein Haus. Julia arbeitete weiter im Literaturarchiv, Felix blieb bei den beiden Kindern, die inzwischen geboren waren, und spielte weiter Fußball.

Felix hatte studiert – allerdings auf Wunsch seiner Eltern. Er hatte das Studium abgebrochen, was zum Streit mit den Eltern geführt hatte. Lieber übernahm er Gelegenheitsarbeiten, auch als Fußballtrainer für Kinder oder Sportplatzverwalter. Julia hatte ihr Studium abgeschlossen und arbeitete nun in einem angesehenen Literaturarchiv.

Das Familienalbum! Julias Gedanken kehren in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie aus der Schublade des Nachtkästchens das Familienalbum herausnimmt und es aufschlägt: Auf dem ersten Bild sitzt sie mit der Familie am Bach. Hinter ihnen eine Böschung, darüber ein Spazierweg, der von Birken flankiert ist. Die Familie picknickt, eine Decke mit hell- und dunkelblauen Farben unter sich ausgebreitet. Til und Rafael sind noch ganz klein, Til vier, Rafael drei.

Früher sind sie oft am Bach gesessen, erinnert sich Julia. Meistens verbrachten sie ihre freien Tage dort. Die Kinder spielten Papierschiffchen und Verstecken.

Schließlich geschah die Sache mit dem Ring. Die Familie legte sich auf die Wiese am Bach und schlief ein. Als Julia einmal aufwachte, sah sie, wie Rafael mit Felix' Ehering drüben am Bach stand und sich freute, wie der Ring in der Sonne glitzerte. Julia richtete sich auf, doch da war es bereits zu spät und der Ring fiel Rafael plötzlich aus der Hand und ins Wasser. Julia schimpfte, Felix beruhigte sie. Rafael weinte, Til tröstete wiederum ihn.

Julia blättert im Familienalbum weiter.

Ein Kindergeburtstagsbild. Es war ein größeres Format, das Foto hat jemand anderes aufgenommen. Um den Kuchentisch im Wohnzimmer einer Freundin sitzen lauter neugierige, freche und fröhliche Kinder. Im Hintergrund ist eine Balkontür. An den Scheiben der Balkontür fließt der Regen wie ein

Wasserfall herab. Julia erinnert sich: Wegen des Unwetters hatte sie ihren Söhnen, fünf und vier Jahre damals, nicht erlaubt, zur Geburtstagsfeier eines Freundes von Rafael zu gehen. Til wollte gehorchen, aber Rafael stampfte und schrie, bis Felix die beiden schließlich doch noch hinfuhr. Abends wollte Felix die Jungen dann abholen, aber auf dem Weg zu ihnen geriet er in ein Gewitter. Durch den heftigen Regen kam er mit dem Auto von der Straße ab, stürzte in den Bach und prallte unglücklich mit dem Kopf auf das Steuer. Felix war auf der Stelle tot.

Auf dem nächsten Foto umklammert Til einen Fußball, sein Gesicht ist rot, seine Augen stehen voller Tränen, im Hintergrund strahlt die Sonne aufs Fußballfeld. Das Foto schoss ein Pressemann nach einem schrecklichen Spiel: Tils Mannschaft hatte sieben zu null verloren. Nach dem Foto hat Til nichts gesprochen, als er plötzlich zitterte, Mama! rief und vor Erschöpfung hinfiel. Julia trug Til ins Auto und fuhr sofort nach Hause. In derselben Nacht bekam Til Fieber.

Julia erinnert sich, dass Felix sich auch immer so in den Fußball gesteigert hat. Deshalb ist Julia stolz auf Til. Er ist ganz wie Felix: ein großer, im Fußball geschickter, für gewöhnlich ruhiger Sportler.

Julia überspringt einige Fotos, beim letzten Foto hält sie inne. Dieses Foto zeigt den Bach, wie er ruhig zwischen blühenden Bäumen dahinfließt. Julia erinnert sich wieder an den Frühling nach Felix’ Unfall. Sie brauchte diesen Nachmittag für sich und hatte ihre Schwester Alina gebeten, auf ihre Kinder aufzupassen.

Sie setzte sich wieder an den Bach. Sie zog ihren Ehering vom Finger und dachte an den verlorenen Ring von Felix – auf einmal hörte sie Tils Stimme: „Mama!“

Sie blickte auf.

Til war seiner Mutter gefolgt.

Til schaute Julia mit großen Augen an, doch es fiel Julia auf, dass Tils Augen sich verdunkelt hatten. Eine Träne rann seine Wange hinunter. Da fuhr Julia zusammen und der Ring rutschte aus ihrer Hand. Der Ring! Sie suchte im hohen Gras, aber Til fand den Ring zuerst, schaute auf Julias Hand. Er lächelte und steckte seiner Mutter den Ring wieder an. Dann lächelte er wieder, und seine Augen strahlten voller Liebe. Er sprang in Julias Arme und sie küsste ihn.

Mit dieser Erinnerung legt Julia das Fotoalbum zur Seite, während Rafael und Til noch wach in ihrem Zimmer liegen.

Rafael kann nicht schlafen und denkt nach. Til liegt im Etagenbett oben. Rafael weiß noch, wie sie sich darüber gestritten haben, wer oben schläft. Julia hat dann entschieden: „Til darf oben schlafen!“

Rafael erinnert sich an letztes Frühjahr, da war er selbst neun und Til zehn: Til hat Rafael auf dem Schulweg gehänselt, dass Rafael kleiner sei und deswegen nicht so schnell laufen könne. Das ließ sich Rafael nicht gefallen. Als er Til dann endlich erwischte, stürzte er sich auf ihn, und so rauften sie im Gras neben dem Bach. Plötzlich warf Rafael Til einen Stein an die Stirn, der fiel zu Boden und rührte sie nicht mehr. Tils Augen waren geschlossen. Zuerst fühlte sich Rafael als Sieger, aber dann erschrak er. Er lief davon, zur Stadt hinaus, über Felder, durch Streuobstwiesen, bis er abends mit müden Beinen, zerrissenen Jeans und hängendem Kopf nach Hause kam. Da war aber niemand zu Hause.

Rafael musste vor der Haustür warten, bis seine Mama kam. Julia kam erst spät aus dem Krankenhaus und schickte Rafael wütend aufs Zimmer, obwohl er erklären wollte, wie es zur Rauferei gekommen war.

In diesem Augenblick hört Rafael plötzlich Til, der die Leiter des Etagenbetts heruntersteigt. Til steht erst unschlüssig vor Rafaels Bett. Dann ruft er plötzlich ganz laut: „Ich will das nicht mehr!“, klettert zu Rafael ins Bett und klammert sich an ihn. Er weint. „Was hast du?“, fragt Rafael. „Du hast gar keinen Grund zu weinen! Du gewinnst fast immer beim Fußball! Und Mama hält immer zu dir!“, aber irgendwie kann Rafael seinem Bruder nicht lange böse sein, und er versucht ihn zu trösten, auch wenn er nicht weiß, warum. Da geht das Licht an. Julia steht im Zimmer. Til wirft die Bettdecke von sich, steht auf und schreit seine Mama an: „Ich will nicht so sein wie Papa!“ Plötzlich ist alles ruhig. Julia blickt im Zimmer herum, findet keine Worte. Til steigt alles so zu Kopf, dass er noch lauter brüllt: „Immer siehst du mir beim Fußballspiel zu! Du sagst dann, dass ich so bin wie Papa. Aber Papa ist nicht mehr da!“ Tils Augen sind ganz gerötet. Sie verkleinern sich zu Schlitzeln und sehen Julia böse an. Julia weint. Til dreht sich weg von ihr. Rafael steht nun neben Til und sieht ihn traurig an. Til atmet einige Male tief durch. Dann fasst er sich wieder und dreht sich zu Julia um. Er fragt: „Warum musst du mir immer bei den Fußballspielen zusehen?“ Julia schluchzt: „Du spielst doch gerne Fußball. Ich freue mich doch nur für dich!“ Julia geht auf Til zu, aber Til weicht ihr aus und springt in Rafaels Bett. Rafael kommt auf Julia zu, doch sie läuft aus dem Zimmer und schließt die Tür hinter sich.

Julia legt sich ins Bett. Lange kann sie nicht schlafen. Also macht sie das Licht an und schaut auf das Foto an der Wand gegenüber. Es zeigt zwei Mädchen. Die Mädchen sitzen nebeneinander auf einer Schaukel, die an einem Baum hängt. Lange glaubte Julia, dass dieser Baum im Garten ihrer Mutter ein Zauberbaum wäre: Der Baum hatte seltsame Wurzeln, die aus dem Boden herausragten, einen knorrigen Stamm, ineinander verschlungene Äste und Zweige, die sich zum Himmel emporstreckten. Julia erinnert sich, wie sie als kleines Mädchen einmal aus dem Fenster blickte: Es war Morgen. Der Baum hing voller Nebel. Als die Sonne aufging, spielten die Sonnenstrahlen in der vom Nebel umhüllten Baumkrone. Die Strahlen bildeten eine helle Wolke. Julia staunte, weil diese Wolke wie ein seidiger Schleier aussah – und plötzlich tauchte aus dem Wolkenschleier ein goldener Vogel auf! Julia lief nach draußen, aber der Vogel flog davon, der Morgensonne entgegen. Julia weinte, sie hatte geglaubt, der goldene Vogel wäre ein Geschenk für sie, vom Zauberbaum. Aber sie dachte: Bestimmt kehrt der Vogel zurück! Also bereitete sie dem Vogel ein Nest auf dem Baum und wartete. Dann sagte sie zu ihrer Mutter: „Ich möchte eine Schaukel am Zauberbaum!“ Alina lief oft lustig um den Baum herum, während Julia immer höher schaukelte und dabei Ausschau hielt.

Julias Gedanken kehren ins Schlafzimmer zurück. Sie macht das Licht aus. Lange ist es still im Zimmer. Alles verliert sich im Dunkel und Julia träumt: Plötzlich hört Julia Vogelgezwitscher. Auf einem Ast sieht Julia einen schwarzen Vogel. Da denkt Julia an ihre Mutter. Sie erinnert sich an die Zeit im Garten mit der Mutter und Alina, dem Zauberbaum, der Schaukel, dem Puppenspiel – da schreit Alina. Julia sieht, wie Alina über das Gartentor geklettert ist, weil Julia nicht mit ihr gespielt hat und auf den Zauberbaum gestiegen war. Alina fällt in den Bach. Im letzten Augenblick kommt die Mutter. Sie

legt Alina ins Gras, schüttelt sie, bis Alina wieder zu sich kommt und alles Wasser ausspuckt. Julia schreit und weint. Die Mutter sieht Julia an, packt ihre Hand, zieht sie aus dem Garten und zum Bach hinunter. Sie sagt: „Da bleibst du jetzt, bis ich wiederkomme.“ Julia hört noch, wie das Gartentor zufällt. Sie sieht aber alles, was im Haus geschieht: Bald darauf geht es Alina wieder gut, sie bekommt ein buntes Kleid, das Kleid gehört an sich Julia, und Alina dreht sich darin. Immer noch steht Julia vor dem Haus der Mutter am Bach. Sie steht am Bach und folgt dem Lauf des Bachs, aber sie gelangt merkwürdigerweise immer wieder zum Haus der Mutter zurück, wo sie plötzlich den goldenen Vogel erblickt. Der goldene Vogel fliegt auf Julia zu. Er hat einen Ring im Schnabel. Julia streckt die Arme nach dem goldenen Vogel aus. Sie packt den goldenen Vogel. Sie hält ihn fest. Aber auf einmal lässt sich dieser schwarze Vogel auf sie herab. Erst umarmt er sie mit seinen Flügeln, aber dann pickt er mit dem Schnabel nach ihrer Brust. Julia packt den Vogel und wirft ihn mit aller Kraft gegen die Hauswand, hinter der die Mutter und Alina sind. Im nächsten Moment liegen zwei bunte Vögelchen dort an der Wand. Julia will zu den bunten Vögelchen, die verletzt auf dem Boden liegen. Aber da tut sich ein Abgrund vor ihr auf, der bald zu einem reißenden Fluss wird und ihr den Weg versperrt. Sie sucht nach einer Brücke, aber sie findet keine, bis der Traum zu Ende ist.

Julia wacht auf und fragt sich, wo der Ring im Traum hingekommen ist. Dann denkt sie an Til.

Til liegt im Bett und stellt sich vor, wie er mit Rafael zum Bach läuft, wie der Bach geheimnisvoll durch dichtes Blattwerk rauscht, wie sie Papierschiffchen schwimmen lassen, wie Mama und Papa unter den Birken sitzen. Er denkt, dass er alt genug ist, um zu begreifen, dass seine Gedanken ein dummer, unmöglicher Wunsch sind. Trotzdem war sie schön, ihre Familie am Bach. –

Da schläft Til ein.

Am frühen Morgen erinnert sich Til an den Todestag seines Vaters. Til streckt sich, wischt sich Tränen vom Gesicht. Er steht auf. Rafael und seine Mama schlafen noch. Til wäscht sich, zieht sich an und geht nach unten. Schnell zieht er die Schuhe an und eilt zur Haustür – da ruft Julia nach ihm: „Wo willst du hin, Til?“



Herausgeber	Distel - Vereinigung	
Erscheinungsort	Bozen	
Präsident	Martin Hanni	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen	Hannes Egger, Haimo Perkmann	
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebarung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Hannes Egger	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15	
homepage	Tel. ++39/0471 - 977468	
	Fax ++39/0471 - 940718	
	info@kulturelemente.org	
	www.kulturelemente.org	
Druck	Fotolito Varesco Auer	
Grafik	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
Bezugspreise	Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro	
Abonnement	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
Bankverbindungen	Südtiroler Landessparkasse Bozen: IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, **Abteilung Deutsche Kultur**

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Robert Huez, Wien
Leiter der Dokumentationsstelle
im Literaturhaus Wien

Markus Bundi,
Neuenhof/Schweiz
Herausgeber und Autor

Lene Morgenstern, Salurn
Dichterin und Poetryslammerin

Boris Sebastian Schön,
Innsbruck
Germanist, Mitarbeiter
des Literaturverlages Kyrene
und Buchhändler.

Alexandra Fössinger,
Lund / Schweden
Autorin und Übersetzerin

Katrin Klotz, Lana
Leiterin der Dokumentations-
stelle für neuere Südtiroler
Literatur im Südtiroler
Künstlerbund

Martin Hanni, Bozen
Filmemacher und Publizist

Marcel Zischg, Naturns
Autor

Hannes Egger

ART & LANGUAGE UNCOMPLETED

Wittgenstein gefallen zu sein. Kuratiert oder besser gesagt inszeniert wurde die Ausstellung von den Künstlern Michael Baldwin und Mel Ramsden, die selbst zentral in der Sammlung vertreten sind.

Sie haben sich damit beschäftigt, wie es möglich ist, eine Sammlung, die vor allem aus kleinen Papierarbeiten mit Texten darauf besteht, die zum Teil kaum entzifferbar und gleichzeitig hoch abstrakt bzw. philosophisch sind, in eine für das Publikum attraktive Museumsausstellung zu verwandeln. Im ersten Raum der Schau sind in Vitrinen die originalen Arbeiten, vielfach briefmarken- oder postkarten-gleich, ausgestellt. Der Rest der Ausstellung ist geprägt von einem eher didaktischen oder szeno-grafischen Zugang, bei dem Texte aufgeblasen an die Wand gedruckt sind, und der aus Texten Videos entstehen lässt, in welchen diese gelesen oder mit einer Jazzband gesungen werden. Einige der Manuskripte sind real ausgeführt worden, so finden sich

z.B. die auf dem Papier zitierten Fahnen im Ausstel-lungsraum von der Decke wehend, eine Reihe von in bestimmten Abständen und Größen angeordnete Spiegel, oder ein weißer Raum, in dem die Tempe-ratur von einer Klimaanlage konstant gleichgehalten wird – es ist beim Betreten eine gleichsam verstö-rende als auch schöne und poetische Erfahrung, in dem besagten Raum ist es etwas kühler als in der Ausstellung, die Klimaanlage fungiert als anwesen-des-abwesendes Objekt, das mit ihrem leisen Sum-men alle Aufmerksamkeit auf sich bündelt.

Spannend sind die bei der Eröffnung der Ausstel-lung am 19. September 2014 aufgenommen Fotos insofern, als dass sie einen mutigen, museal-insze-nierenden Umgang mit Texten zeigen, der nicht immer gelingt, in seinem Ansatz aber das Potenzi-al des Textes, des Denkens in Sprache, hervor-bringt und im Raum sichtbar macht, sozusagen als dreidimensionale Schrift.

